



No. 10.

1900.

Die Agrarfrage auf dem Grazer Parteitag.

Von
Wilhelm Ellenbogen.
(Wien.)

Vanderveldes vorzügliches Wort von den villes tentaculaires beschränkt sich nicht auf den Begriff des weitausgreifenden Vordringens der Industrie in das Land, es begreift auch deren weitere Wirkung, die Ausdehnung der socialistischen Propaganda, die in den geschlossenen Industriezentren bald nicht mehr Genüge für ihre rastlose Schaffenslust findet, vom industriellen Proletariat auf die Landbevölkerung in sich. Dass in allen Staaten mit socialistischer Arbeiterbewegung ohne Unterschied ihrer wirtschaftlichen Structur, gleichgiltig, ob sie vorwiegend agrarisch oder industriell producieren, früher oder später das Bedürfnis nach Landagitation unwiderstehlich hervorbricht, kann nicht als Mode aufgefasst werden, es entspricht vielmehr zweifellos inneren Gründen und Gesetzen der Entwicklung der Bewegung. Es fragt sich nur, wie man sich mit dieser Thatsache abfindet.

Für Oesterreich liegt der äussere Zwang für die Socialdemokratie, sich mit der Landagitation zu befassen, klar auf der Hand. Wäre es auch nicht vorwiegend Agrarstaat, so gelänge es uns doch bei allem politischen Tiefsinn nicht, unserem Wahlrecht zu entrinnen, das einmal da ist und das Industriearbeiter und Bauern in ungeheuren Wahlkreisen vereinigt und sie nötigt, bei Wahlbewegungen irgend einen modus vivendi zu finden, soll nicht jede Wahl völlig unmöglich sein. Wir haben wenig genug Industriezentren. Aber von jener starken Decentralisierung der Industrie, die in Deutschland und Belgien das Geheimnis der ersten grossen Wahlerfolge auf dem Lande ist, ist bis auf 2 oder 3 Wahlbezirke überhaupt keine Rede in Oesterreich. Es widerstrebt aber dem jugendlich pulsierenden Kraftgefühl der Socialdemokratie, sich in den isolierten Industriorten wehrlos erdrücken zu lassen von der starren Wucht der konservativen Landwähler, und die Parteigenossen verlangen daher von der höchsten Autorität der Partei, dem Parteitag, immer wieder eine Richtschnur für ihre Thätigkeit unter der Landbevölkerung, mit der sie doch immer wieder in persönliche Fühlung zu treten gezwungen sind. Weicht man der Forderung mit allgemeinen Redensarten aus, so wird sie nur dringender, und man erlebt es, dass auf gut Glück, schlecht und recht, auf dem Lande agitiert wird, wie es jedem gerade einfällt, wobei

dann selbstverständlich weder die Taktik noch das Princip sonderlich gut abschneiden und schliesslich überhaupt nichts Erspriessliches herauskommt. Der Parteitag in Prag 1896 suchte sich durch ein Referat über die ländlichen Dienstbotenordnungen um die Frage herumzudrücken. Das Referat des Genossen Dr. Verkauf war glänzend, dem „Princip“ war dadurch, dass man nur von dem Elend der Dienstboten und dessen Beseitigung sprach, in classischer Weise Rechnung getragen worden, nur — dem Bedürfnis nach Landagitation hatte man nicht entsprochen, denn darüber hatten die Genossen nicht das Geringste erfahren. So kehrte denn das Verlangen in Wien und Linz wieder, bis endlich hier (1898) geradezu die Einsetzung einer Commission zur Beratung der Frage beschlossen wurde. Die Parteivertretung, der die Durchführung des Beschlusses übertragen worden war, beauftragte eines ihrer Mitglieder mit den nötigen Studien, die denn schliesslich in einer Resolution gipfelten, worin ausser allgemeinen Grundsätzen eine Reihe bestimmter praktischer Reformen befüwortet wurde. Sie lautet:

„Obgleich die industriell-capitalistische Entwicklung Oesterreichs gegen die anderer Staaten weit zurückgeblieben ist und demgemäss auch der Ausbau der Organisation der industriellen Arbeiterschaft noch einer gründlichen und mühevollen Arbeit bedarf, ist es unsere Pflicht, die Ideen des Socialismus, so weit es möglich ist, schon jetzt unter die Landbevölkerung zu tragen, deren wirtschaftliche Existenzbedingungen unter demselben schweren Drucke leiden, wie die der Arbeiter. Ueberdies nötigt uns hierzu das aller Vernunft hohnsprechende Wahlsystem der fünften Curie mit seinen ungeheuren Wahlbezirken.

Ohne in principielle Erörterungen der Agrarfrage, deren wissenschaftliche Grundlagen noch teilweise unausgebaut sind, einzugehen, erklärt daher der Parteitag:

Die Aufgabe der socialdemokratischen Landagitation ist es zunächst, die Landbevölkerung zu socialistischem Denken zu erziehen, und sie hat sich daher in erster Linie an jene Schichten zu wenden, die vermöge ihrer Classenlage der Idee des Socialismus am zugänglichsten sind, an die Landarbeiter und Kleinbauern.

Sie muss ferner vor allem die Beseitigung all der geistigen und politischen Schutzwehren des ländlichen Conservatismus anstreben, also die Erweiterung der Schulbildung, die Uebernahme der Schullasten durch den Staat, die Erkämpfung des allgemeinen gleichen, directen und geheimen Wahlrechtes und die Aufklärung der Landbevölkerung durch Zeitungen, Broschüren, landwirtschaftliche Kalender und dergleichen energisch betreiben, und hat, indem sie es gemäss unserem Programm vermeidet, die religiösen Empfindungen der Landbevölkerung zu verletzen, den Kampf gegen den volksverdummenden Klericalismus mit aller Wucht zu führen. Da die kleinen Landgemeinden vorzügliche Ausgangspunkte für die Landagitation sind, soll der provinciellen Communalpolitik ein sorgsames Augenmerk zugewendet werden.

Unter den praktischen landwirtschaftlichen Reformen ist für diejenigen einzutreten, die

1. auf eine gesellschaftliche Organisation der Erzeugung und Verteilung der Bodenproducte abzielen, also: Vergesellschaftung von Wald, Wiese, Wasserkraft durch Staat, Land oder Gemeinde, Erweiterung des öffentlichen Landesbesitzes durch eine volksfreundliche Landpolitik, Ausbau des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens auf völlig demokratischer Grundlage und dergleichen;

2. die gegen die Privilegien und Uebergriffe einzelner Besitzender gerichtet sind, also: Aufhebung sämtlicher mit dem Grundbesitz verbundenen Vorrechte (Bannrechte, Fideicommiss, Propinationen, Wahlcurien), Uebergabe der Jagd- und Fischereirechte an die Gemeinden;

3. die auf die allgemeine, der Gesamtheit zu gute kommende Hebung der Bodencultur, sowie die Verbesserung, Verbilligung und Zufuhrerleichterung der Lebensmittel gerichtet sind, also: Bodenmeliorationen durch Staat und Land (Wildbachverbauungen, Drainagen, Gewinnung wüster Ländereien für die Cultur u. s. w.); Errichtung von landwirtschaftlichen Versuchs- und Untersuchungsstationen, eine den Anforderungen der modernen Wissenschaft entsprechende Vieh- und Fleischbeschau, Aufhebung der Lebensmittelzölle, Herabsetzung der Frachentarife für Lebensmittel, Unentgeltlichkeit des landwirtschaftlichen

Unterrichts; Wahrung der Interessen der landwirtschaftlichen Bevölkerung Oesterreichs gegen die Uebervorteilung durch Ungarn, mithin politische und fiscalische Trennung Oesterreichs von Ungarn;

4. die auf den physischen und geistigen Schutz der Landarbeiter gerichtet sind, also: staatliche Kranken-, Unfall-, Invaliditäts- und Altersversicherung der Landarbeiter, Beseitigung der Gesindeordnungen, landwirtschaftliche Inspectoren, Gründung von Landarbeitergenossenschaften, volles Coalitionsrecht für die Landarbeiter, Landgerichtsstöfe analog den Gewerbegerichten, mit der Befugnis der Bestimmung der Arbeitszeit, des Lohnes, der Pachtverträge und dergleichen.

Schliesslich ist daran festzuhalten, dass die Aufrüttelung der Landbevölkerung auch wesentlich Sache des politischen Kampfes ist und die Bewohner des flachen Landes um so innigeren Anschluss an die Socialdemokratie suchen werden, je energischer und rücksichtsloser diese ihre Pflicht im Kampfe für alle Forderungen der Menschlichkeit, des Rechtes und der Freiheit erfüllen wird. Darum ist es die Aufgabe auch der Landagitation, für alle übrigen Forderungen der Socialdemokratie unverhüllt überall da einzutreten, wo sie in Frage kommen, und durch unermüdliche Aufklärungsarbeit die Landbevölkerung dem Banne des Indifferentismus zu entreissen.

Es geht hieraus hervor, dass es sich in Graz durchaus nicht etwa darum handelte, die Agrarfrage irgendwie zu „lösen“. Die Resolution ging jeder Erörterung der Theorie aus dem Wege, und das mit gutem Grund. Parteitage sind keine Concilien, die wissenschaftliche Fragen durch Majoritätsbeschluss erledigen. Sie überheben sich nicht durch Geringschätzung der Theorie, aber sie sind allerdings auch nicht in der Lage, sich durch unausgetragene wissenschaftliche Disputationen in der Richtung ihres Handelns bestimmen zu lassen. Wie weit man damit kommt, hat ja in geradezu mustergiltiger Weise Breslau erwiesen. Gerade die Agrarfrage befindet sich in diesem Zustand der Gährung, der Unfertigkeit. So Gutes und Lehrreiches über sie von Parteigenossen auch geschrieben wurde, so diametral stehen einander die verschiedenen Deutungen der Gesetze, des Entwicklungsganges und Zieles der agrarischen Verhältnisse gegenüber. Wollen die einen die ökonomischen Entwicklungsgesetze der Industrie unmittelbar auf die Landwirtschaft übertragen, so weisen die anderen nach, dass davon keine Rede sein könne. Sprechen die einen von der Tendenz der Entwicklung zum Grossbetrieb, so behaupten die anderen geradezu, die Parcellenpacht sei das Ziel der agrar-capitalistischen Entwicklung. Weisen jene dem Kleinbauernthum dieselbe ökonomische Rolle wie dem Kleingewerbe zu und erkennen ihm somit folgerichtig jede wirtschaftliche Existenzberechtigung ab, so stellen es diese geradezu als die gewissen landwirtschaftlichen Verhältnissen einzig adäquate Betriebsform dar u. s. w. Kurz, es fehlt uns noch völlig jener eiserne Unter- und Aufbau der wissenschaftlichen Lehre, die die inneren Zusammenhänge dieser Entwicklung so hart und scharf nachweist, wie es Marx für die Industrie gethan hat. Eine solche Arbeit bedarf allerdings auch der gleichen tiefen und gründlichen Studien und des gleichen weltumspannenden Geistes.

So würde denn in Graz einfach die Praxis befragt, und diese lehrte, dass die Beschränkung auf eine reine Landarbeiteragitation zumeist die bare Unmöglichkeit ist, und dass auch der „Martyrer des Besitzes“, der Parcellenbauer und überhaupt der „Selbstwirtschafter“, wie ihn eine bayrische Agitationsbroschüre treffend nennt, in den Kreis der agitatorischen Thätigkeit der Partei ebenso einbezogen werden müsse, wie der Arbeiter.

Die Resolution befürwortet Forderungen im Interesse der Gesamtheit und hat nichts dagegen einzuwenden, dass dabei auch die Interessen von Kleinbesitzern „geschützt“ werden. (Sagte doch selbst Adler, der gegen Vollmar und den Referenten ein wenig polemisierte: „Wir fürchten uns nicht vor der Befestigung des bäuerlichen Besitzes!“) Gegen die Vorrechte der grösseren wendet sie sich ausdrücklich. Sie untersucht z. B. nicht, ob die Hebung der Bodencultur mitunter auch den Wert des Privateigentums einzelner hebt, weil das schliesslich im capitalistischen Zeitalter nie ganz zu vermeiden ist, tritt aber allerdings dafür nur dann ein, wenn diese Bodenmelioration „der Gesamtheit zu gute kommt.“ Dass diese Stellung durchaus der Anschauung der Masse der Parteigenossen, ihren Bedürfnissen und Empfindungen entsprach, beweisen nicht nur die befriedigten Aeusserungen der Redner, die es begrüßten, dass endlich ein „Ausgangspunct für unsere Agitation unter der ländlichen Bevölkerung“ gewonnen sei, sondern auch die einstimmige Annahme der Resolution. Selbst die Redner, die sich gegen die Ausführungen Vollmars, der ebenfalls zur Sache sprach, wandten, bekämpften im wesentlichen nur die Form, oder sie stritten gegen Anschauungen, die Vollmar gar nicht geäußert hatte, die sie vielmehr sozusagen in Vollmars Person verkörpert glaubten und die schliesslich auf ein anderes Gebiet gehören. In der Praxis stimmten sie auch Vollmar zu, nur — das ist in Oesterreich sehr verständlich — teilten sie seine Abneigung oder sagen wir besser Gleichgiltigkeit gegen die Bekämpfung des Pfaffentums nicht.

Die in Graz beschlossene Resolution bedeutet somit einen wesentlichen und namhaften Fortschritt gegenüber dem Parteitag von Prag, der überhaupt keine Meinung über die Dinge haben wollte, und sie hat auch die gute Eigenschaft der weiteren Entwicklungsfähigkeit. Schon in Graz wurden in die Reihe der mehr allgemein gehaltenen Forderungen mehrere Specialwünsche hineingesetzt, und das wird zweifellos immer öfter der Fall sein, je mehr der vom Referenten geäußerte Wunsch erfüllt werden wird, man solle aufs Land gehen, um zu lernen.

Etwas über Nietzsche und uns Socialisten.

Von

Ernst Gystrow.

(Leipzig.)

Friedrich Nietzsche ist tot. Wer nicht ihn selber aus seinen Schöpfungen, sondern nur seinen Schatten aus mancher sonderbaren Geschichtsconstruction kannte, wie sie in früheren Jahren bei uns beliebt war, musste ein pomphaftes Begräbnis für ihn erwarten. War er nicht der Philosoph der Bourgeoisie? Der Virtuose, der die brutale Lebenspraxis der Industriearone und Handelsoligarchen ins schimmernde Gewand einer Ethik hüllte? Der Christentum und Socialismus hasste, weil beide gegen den Götzendienst des goldenen Kalbes stehen? Ein goldenes Kalb als Grabstein für Nietzsche — das ist der Traum der seltsamen Leute, die Hermann Bahr einmal die Marxististen nannte.

Und so wären wir eigentlich fertig mit ihm. Die Acten sind geschlossen. Wir haben eine Formel; und rufen: das ist Nietzsche. Stellt sie gegen den wahren Nietzsche, er wird verschwinden. Der Schemen siegt. Hauff hat uns ja die Methode des Satans verraten: wie er den Oberjustizrat Hasentreffer das Lebenslicht auslies.

Ich fürchte, das marxistische Cliché ist nicht der Satan, und Friedrich Nietzsche nicht der Oberjustizrat Hasentreffer. In den grossen Persönlichkeiten steckt eher etwas vom ewigen Juden. Ihre Gestalt mag Jahrzehnte, Jahrhunderte hindurch verschwinden; es kommt ein Tag, wo sie wieder auftaucht, und selbst den Satan zwingt, sich mit ihr zu beschäftigen. Dann klirrt im ästhetischen Thee das Porcellan zur Erde, und rauhe Haare kratzen beim Gruss eine ästhetische Hand. Ueber Moses und Platon sind auch heute noch die Acten offen. Vielleicht werden sie es immer bleiben. Mit Grabreden begräbt man kleine Geister. Die grossen erweckt man nur damit, und wenn wir Toten erwachen . . .

Der am 25. August 1900 in Weimar starb, war, so belehren uns die Nachrufe der Zeitungen, eine Macht im deutschen Geistesleben. Sein eigenes Wort trifft auf ihn: er zählte in Europa mit. Wie unser Goethe, unser Hegel, unser Heine, unser Schopenhauer mitzählte. Als die furchtbar zielsichere Krankheit schon seine Hirnrinde zerwühlte, waren seine Ideen eine Macht geworden. Aber von der Macht hat er selber einst ein ehernes Wort geprägt: „Es zahlt sich teuer, zur Macht zu kommen — die Macht verdummt.“ So ist es auch seiner Lehre ergangen. Die Aufsatzschreiber aller Blätter putzten mit seinem königlichen Prunk sich zu Stilisten heraus, und die Lumpen aller Rassen hielten sich für blond-bestialische Uebermenschen. Noch über sein Krankenlager schrillten die Schimpf- und Giftworte der Parteien, die mit seinen Manuscripten auch seinen Genius gekauft zu haben meinten. Die grosse Masse aber wusste, dass er vom Philosophieren irrsinnig geworden sei. In ihren Augen ein verdientes Geschick.

Von der socialistischen Gedankenwelt wird man fordern dürfen, dass sie über Friedrich Nietzsches Gedanken habe. Eine pseudomarxistische Programmweisheit erschöpfte sich im „Philosophen des Capitalismus“. Mit jener Weisheit will die socialistische Gedankenwelt nicht als identisch gelten. Sie hat erkannt, dass man ihr zugemutet, einen Pass zu fälschen; sie hat daher die Feder beiseite geworfen und — überlegt.

Friedrich Nietzsches Lehre ist nicht Metaphysik. Ob die Welt aus Atomen oder Monaden, Substanz oder Geist und Stoff bestehe, hat ihn nicht gekümmert. Friedrich Nietzsches Lehre ist nicht Erkenntnistheorie. Wieweit das Ding an sich uns offenbar werde, ob hinter dieser gegebenen eine intelligible Welt sich berge, hat ihn nicht gekümmert. Er war soviel Metaphysiker und Erkenntnistheoretiker, wie der naive Mensch des Alltags es ist. Für ihn existierte nur die Welt, die er sah, fühlte, hörte, und sie existierte für ihn so, wie er sie sah, fühlte und hörte. Die Fragen nach dem Darüber, Daneben, Dahinter, Danach — gab es für ihn nicht. Er kannte nur die eine nach dem Darin. Die Lebensführung des Menschen war das Problem für ihn. Als Ethiker schaffte er, zerstörend und aufbauend. Und wenn schon Metaphysik und Erkenntnistheorie nicht logisch erdachte Gespinste eines Menschen, sondern Ergebnisse seiner gesamten Persönlichkeit und seiner Umwelt sind, um wie viel mehr die Ethik!

Nun giebt es zwei Möglichkeiten. Entweder Nietzsches Ethik ist ein Product ihrer Zeit, sei es, dass das schon Erworbene oder das damals Ersehnte in ihr

niedergeschlagen sei. Oder aber sie steht im Gegensatz zu ihrer Zeit. Sie ist die Auflehnung des Gewesenen gegen das Neue. Dann ist Nietzsche Romantiker. Dann ist seine Lehre wie der herbstliche Abendwind in dürrn Blättern.

Nietzsches Zeit ist im wesentlichen das nationalliberale Zeitalter. Zwei gewaltige Gegensätze sind es, die es beherrschen. Auf der einen Seite die Millionenbourgeoisie, durch Bismarcks Wahlrechtsverleihung Herrscherin im neuen Reiche, innerhalb zwanzig Jahren aus völliger Ohnmacht zu unerhörter wirtschaftlicher, socialer und politischer Macht emporgestiegen. Ihr gegenüber die von Lassalle geweckte, von Marx erzogene Lohnarbeiterschaft, die in diesen Jahren den ersten Aufmarsch ihrer Bataillone vollzieht. Dort die Forderung schrankenloser wirtschaftlicher Freiheit und Unverantwortlichkeit, weil nur durch rücksichtslose Kraftentfaltung des einzelnen die Harmonie aller gesichert sei; dabei die Identifizierung dieser Lebensanschauung mit den Bedürfnissen nationaler Grösse und Wohlfahrt: niemals wohl hat ein Wort so aufs Haar die Sache getroffen, die es bezeichnete, wie das Wort nationalliberal. Hier hingegen der Ruf nach der stärksten wirtschaftlichen und socialen Gebundenheit, dem Communismus, und zugleich das Ideal einer die Erde umspannenden Internationalität. Dort ein intensives Geniessen der Gegenwart, ein beglücktes Leben und Wandeln im Geiste von David Fr. Strauss; hier ein prophetisches Ausmalen der Zukunft in lichtfarbenen Utopieen, das an die Hoffnungen der ersten christlichen Jünger gemahnt. Zwischen diesen beiden Mächten scheint die junkerlich-kleinbürgerliche Vergangenheit zermahlen zu werden. Scheint, nicht mehr. Denn plötzlich rafft sie sich mit der Verzweiflung des Todeskampfes auf, und reisst zwei Männer in ihren Bann, die ihr im Grunde des Herzens stets treu geblieben waren: Otto Bismarck und — Richard Wagner. Die Wirtschaftspolitik von 1879, die Socialpolitik von 1881 sind ein Zeugnis dieser Ereignisse; eine möglichst grosse Zahl von kleinen Rentenbeziehern wollte Bismarck mit den Versicherungen schaffen — der sociale Gedanke der Zunftreaction, wie er ihn unumwunden ausgesprochen hat. Reaction, ins Geistige übersetzt, heisst Romantik; und in wunderbarer Verklärung erweckt der Romantiker Wagner zuerst die Zeit protestantischer Zunftblüte in den Meistersingern von Nürnberg, nachher den ritterlichen Mysticismus der Parsifalsage.

Für die oberflächliche Betrachtung führen allerdings viele Fäden von da zu Nietzsche. So lange das Wort Romantik ein Spielball fürs feuilletonistische Amusement ist, wird es nicht aufhören, Verwirrung und Verdrehung anzurichten. Es ist Karl Lamprechts Verdienst, dem schillernden Schlagworte eine feste und schwerwiegende Bedeutung verliehen zu haben. Romantik ist die Sehnsucht, der Drang einer Zeit, bestimmte Inhalte und Formen einer längst vergangenen wieder aufleben zu lassen. Sociale Inhalte und Formen, wohl zu merken. Bei dieser Festlegung des Begriffes wird mancher zum Romantiker, der wenig Romantisches im vagen Sinne an sich hat, und mancher, den man für waschecht hielt, geht des Beiworts verlustig. So lange Wagner die Gestalten altdeutscher Sage wieder lebendig macht, ist er noch kein Romantiker; wann es wahr ist, dass im Nibelungencyklus das Gold einen modernen Hintersinn hat, so läge hier der romantische Anfang; sowie er aber ganze Zeitalter auf die Bühne stellt, ist der entscheidende Schritt gethan. Denn jenes bleichsüchtige Geschöpf, die sogenannte rein ästhetische Sehnsucht, hat es für Künstler grossen Stills nie gegeben. Wir wissen aus Wagners gesamter Lebensanschauung, dass seine sociale Sehnsucht

nach jener Vergangenheit bezwingend in ihm war. In diesem Sinne ist Schiller in keinem Augenblicke romantisch gewesen; was ihn so erscheinen lassen könnte, sind Experimente von rein ästhetischem Interesse und Wert. In diesem Sinne war auch Heine nicht romantisch. In diesem Sinne war es dahinwiederum Freytag, dessen ganze dichterische Kraft aus der Liebe zu einer seit 1870 völlig verschwindenden socialen Classe floss, dem kaufmännischen Patriciat, wie er es von Markus König bis zu T. O. Schröter mit seltener Hingabe an den Gegenstand in allen feinsten Nuancen gezeichnet und gefeiert hat. Der herrschende Nationalliberalismus war schon der der Industriefürsten; Freytag blieb dem Namen der Partei treu, er büsste es mit seinem poetischen Können. Soviel nur zum Beleg. Man kann natürlich die neue Bedeutung der Romantik und des Romantischen ablehnen. Man kann auch fernerhin entzückt oder ärgerlich von Romantik sprechen, wo Waldbäche, Nixen, Engel, blaue Blumen, Gespenster, Mondscheinnächte in Scene gesetzt werden. Wer die historische Verwirrung liebt, dem sei dies unbenommen. Moltke wird dann zum Romantiker, weil er neblige Landschaften liebte, und Lassalle, weil er bleich und dunkeläugig war. Ich denke, dass man mit dem ganzen aufgezählten Apparat hantieren und doch recht unromantisch sein kann; ich für mein Teil wittere erst romantische Luft, wenn die Giebelhäuser auftauchen.

Wie gesagt, im oberflächlichen Sinne wird es auch nicht schwer sein, Nietzsche zum Romantiker zu machen. Im tieferen ist er gar nichts davon. Die zünftlerische Romantik trägt in sich die kleinbürgerliche Ethik. Und das ist die Ethik des Mitleids, der wechselseitigen Rücksichtnahme, der Zufriedenheit mit mässigem Wohlstande, die Ethik des juste milieu, der Abneigung gegen alles Extreme an Reichtum oder Armut, an Grösse oder Unfähigkeit. Soweit die christliche Ethik überhaupt jemals praktische Verwirklichung gefunden hat, ist es im zünftlerischen Bürgertum geschehen. Die Zunft selber ist der Beleg dafür; sie ist nicht aus christlichen Motiven entstanden, sondern aus wirtschaftlicher Notwendigkeit; aber in ihrer Blüte ist sie der bestmögliche sociale Ausdruck, den das „Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst“ in einer Vergangenheit von 1900 Jahren gefunden hat. Der Beweis braucht nicht geführt zu werden, dass Nietzsche mit dieser Ethik nichts zu thun hat. Er hat die bürgerlichen Tugenden als spießbürgerliche Jämmerlichkeiten gehasst und verhöhnt, wie das Christentum, dessen schwacher Abglanz sie sind. Die zünftlerische Gesellschaftsordnung ist in gewissem Sinne demokratisch: die Casten sind verschieden an Recht und Einfluss, aber innerhalb der Casten herrscht Gleichheit. Es ist die hierarchische Form des demokratischen Gedankens, wie sie ausserdem in der römischen Kirche noch verkörpert ist. Und Nietzsche hasste jeden demokratischen Zug, weil er die ausgiebige Entfaltung des einzelnen zu gunsten eines vielköpfigen Durchschnitts hemmt. Die Vielzuvielen waren ihm Ueberflüssige. Der Unterschied zwischen der Zunft und dem communistischen Zukunftsstaat hat ihn nicht tief beschäftigt. Er sah auch in diesem nur die letzte, radicalste Folgerung der demokratischen Idee. Hier war ihm die Herrschaft der völlig gleichgemachten Masse organisiert. Jede feinere Differenzierung der Einzelperson, jedes Herausarbeiten individueller Anlage schien unmöglich gemacht; jeder war zum Beamten der Masse geworden. Es schauerte ihn bei solchen Gedanken. Sie schienen ihm brutaler Hungertier entsprossen: alle höchste ästhetische Cultur sollte verneint werden, damit jeder sich satt essen

könne. So konnte er die Arbeiterbataillone nicht höher einschätzen wie die Kleinbürgervereine. Mochten jene noch so atheistisch und antichristlich sich geberden: sie erstrebten doch die entsetzliche Gleichheit, die das Christentum zuerst in seiner Nichtachtung alles Aristokratischen gepredigt hatte.

Die Zunftreaction und Zunftromantik feierte die absterbende Ethik der Vergangenheit, und die Socialdemokratie fühlte sich als Trägerin einer neuen Moral der Zukunft. Friedrich Nietzsche hasste die eine wie die andere. Also doch wohl: Philosoph der nationalliberalen Gegenwart? des Capitalismus?

In Nietzsches Philosophie laufen zwei Gedankengänge neben einander her. Das Ziel der Menschheit liegt nicht vor ihr, sondern ist schon hundertmal erreicht worden. Der grosse Mensch ist dies Ziel, mag er vor sechstausend Jahren oder nach ebensovielen erscheinen. Das ist die eine Hälfte. Nach ihr giebt es keinen Fortschritt. Denn die grosse Persönlichkeit ist das einzige Mass des Fortschritts. Und grosse Persönlichkeiten gab es früher soviel oder sowenig wie heute. Goethe und Schopenhauer überragen ihre Zeit so einsam, wie Sophokles und Platon die Antike. Aber in diese Tonart mischt sich unversehens eine zweite: eine sociale. Von der Art hinauf zur Ueberart! Die moderne Züchtungsidee bricht durch. Auch hier bleiben die grossen Persönlichkeiten das einzige Ziel der Entwicklung. Aber ihr Kommen soll nicht ein Spiel des Zufalls sein. Wir sollen ihrer nicht harren, sondern — sie schaffen. Die verhasste Masse wird plötzlich mit der hehrsten Mission betraut. „Nicht nur fort sollt ihr euch pflanzen, sondern hinauf!“ Und des grossen Aristokraten Ruf klingt zusammen mit dem des feurigsten Demokraten: echte Demokratie ist Erziehung der Masse zu Persönlichkeiten, lehrt Björnstjerne Björnson.

Es ist der grosse Zwiespalt in Friedrich Nietzsche. Der Renaissance-mensch steht gegen den socialen Menschen des XIX. Jahrhunderts. Die Welt geht nicht vorwärts; ihr Wert liegt im jedesmal Grössten, den sie hervorbringt. Je freier dieser Grösste sich auslebt, desto höher sein Wert, desto höher der Wert seiner Zeit; denn sie borgt ihr Licht von den grossen Persönlichkeiten. Platon, Sophokles, Phidias, Praxiteles, Homer bedeuten die Antike; Borgia, Michelangelo, Lionardo die Renaissance; Napoléon, Goethe, Hegel, Darwin, Schopenhauer die Moderne — das ist Philosophie der Renaissance. Ist es auch die Philosophie des Capitalismus? Es ist nicht so leicht zu bejahen. Für den Nationalliberalen gab es nur eine Antwort auf die Frage nach dem Grössten seiner Zeit: Bismarck. Nietzsche sprach den Namen mit Lachen aus. Er sieht keinen, den er neben Hegel, Heine und Goethe stellen könnte. Aber man bedenke, dass auch der Philosoph nicht über die Wertmesser hinweg kann, die ihm die Umwelt gegeben hat. Nietzsches Massstäbe sind trotz allem geistige. Ihm war Bismarck der Mann, der Deutschland geistig zu Europas Flachland gemacht hatte. Er verstand es nicht, dass auch die brutale Aufopferung aller feingeistigen Cultur Mittel zum Zweck sein könne. Wozu will der Capitalist schrankenlose Freiheit? Um Geld zu erwerben; und nun — das unterscheidet ihn vom Patricier: nicht, um sich dafür behaglich einzurichten, sondern, um Macht auszuüben. Zwei Machtbedürfnisse hat Nietzsche aufs feinste analysiert: das feudale und das priesterliche. Für das dritte, das capitalistische, hatte er keinen Sinn. Gewerbefreiheit und Goldwährung schienen ihm bürgerliche, kleine Sorgen zu sein. Er sah nicht, dass sie Werkzeuge einer Macht waren, die die feudale nahezu gebrochen hatte und sich auch an

die priesterliche wagte. So hätte die eine Hälfte seiner Lehre auch capitalistische Philosophie sein können. Aber sie war und ward es nicht. Sie war nicht erwachsen auf capitalistischem Boden, nicht geboren aus irgend welcher Gründerstimmung. Sie war Renaissancephilosophie, und wenn etwas sie an die Seite der capitalistischen Lebenspraxis stellte, so war es die Gegnerschaft gegen zunftreactionäre oder „communistische“ Gebundenheit. Aber dieser Bundesgenossenschaft sind sich weder Nietzsche noch die Bourgeoisie in einem Augenblick bewusst geworden. Dem Renaissancemenschen dient die Macht zur Schaffung geistiger Werte: in diesem Sinne hat Friedrich II., hat Ludwig II. gewirkt. Der Gründer schafft sich mit der Macht immer neue Macht um ihrer selbst willen, und er opfert dafür selbst die höchsten geistigen Werte auf. Aber muss ein geistiger Wert immer ein Gemälde, ein Bauwerk, ein Buch, eine Symphonie sein? Nicht auch einmal — eine That? Bismarck hat alte geistige Werte zertreten auf dem Wege zur Macht, vielleicht hat er aber damit unbewusst neue geschaffen, die wir heute noch nicht ermessen. Das Wort deutsch als Culturgefäß war in der Milliardenzeit tot, es lebte als grossartiger Machtbegriff; aber ob es sich nicht schon heute zeigt, wech neue Culturwerte daraus erwachsen sind? Diese Umwege hat Friedrich Nietzsche nicht einmal gesehen oder geahnt. Auf ihnen allein ist eine Philosophie des Capitalismus zu erringen. Nietzsche hat sie nicht gebracht. Keiner hat den Capitalismus so wenig verstanden, wie er. Sein Uebermensch wohnt in Hellas und Italien, nicht in Berlin W. Nietzsche hatte nicht das Glück wie Avenarius: bei Strousberg Hauslehrer zu sein.

Der Renaissancephilosoph Nietzsche ist zugleich der reine Künstler. Seine Aphorismen sind Kunstwerke, und zwar der Gattung *L'art pour l'art*. Ihr unmittelbarer Wert ist ein ästhetischer. Sie haben die deutsche Sprache bereichert, wie es vordem nur durch Luther und Goethe geschehen war. Sie haben die Persönlichkeit mit der Kunst reiner Dichtungen in leuchtender Farbenpracht gemalt. Sie sind im Grunde genommen ausser stande, Widerspruch zu wecken. Nur der Philister pocht auf unsere Cultur: wir haben's doch herrlich viel weiter gebracht, als die Griechen, die weder D-Züge noch Telephonverbindungen kannten. Der sinnende Mensch beugt sich vor der vergangenen Grösse und verzichtet auf alle Comparative. Napoléons Wegspur ist mit sogenannten Verbrechen gekennzeichnet; aber es ist eben doch ein Unterschied zwischen den grossen und den kleinen Uebelthätern. Wen Nietzsches Urtheile über Jesus, den er völlig verzeichnet hat, über Luther, den er gar nicht versteht, über Kant, den er niedrig behandelt, empören, der rechte mit dem Menschenkenner. Dieser Nietzsche, ist ein Mann für einsame Stunden. Man versenkt sich in ihn. Aber man sollte nicht auf der Tribüne von ihm reden. Wer dorthin tritt und ruft: Borgia und Napoléon waren die Grösster unter den Grossen!, der bestiehlt Friedrich Nietzsche; der ist ein ganz kleiner Dieb. Und die hängt man bekanntlich. Die sittlichen Werte, die ich neben den ästhetischen aus diesem Nietzsche schöpfen kann, mögen unermessliche sein; aber sie gehören mir, und nur mir. Mein Nachbar entnimmt andere. Wenn ich mich mit diesem Nietzsche auseinandersetze, so ist es schweigend. Nicht für viele, nicht für einen zweiten, einzig für mich.

Aber gegen den Renaissancephilosophen erhebt sich der sociale. Ihn kümmert die Zukunft der Menschheit. Er, der vorher Einsame, steht nun

an der Spitze aller; er schwingt ein Banner: Von der Art zur Ueberart! Und die Menschheit hat sich zu äussern, ob sie ihm folgen will.

Vor zehn, vor fünf Jahren vielleicht noch war die Stellung des Socialismus zu dieser Frage scheinbar festgelegt. Der Weg zu einem aristokratischen Ideal schien für ihn unmöglich. Das Proletariat sollte die Strasse ziehen, die ihm eine von kleinen Propheten gepredigte, aus Aeusserlichkeiten der Marxschen Lehre abgeleitete Geschichtsauffassung wies.

Dabei übersah man eben, dass es innerhalb der socialen auch eine aristokratische Frage giebt. Die „materialistische“ Utopie hat sie sich niemals klar vorgelegt. Sie sprach stets davon, dass mit der wirtschaftlichen Gleichheit aller die geistige Differenzierung erst recht frei sich werde entfalten können, während heute manches wahre Talent aus Not sich nicht zu entwickeln vermöge. Die revolutionäre Doctrin fasst hier den Begriff des Talentés etwa so erhaben auf, wie ein durchschnittlicher Gymnasialdirector oder Schulrat es thut: im Professorwerden, im Bücherschreiben oder Bildermalen scheint danach alles zu bestehen, was ein „begabter“ Mensch leisten kann; und seine Bedürfnisse erschöpfen sich darin, dass er von Lehrstuhl, Büchern und Gemälden anständig sich ernähren kann. So denkt sich ja wohl auch der Spiessbürger die Sache. Wenn es nun aber Genies gäbe, deren höchstes Bedürfnis — die Macht ist? Die Macht im grossen Sinne, nicht die des Landrats oder Ministers, sondern die fortreissende Gewalt über die Menschen? Wenn vielleicht jedes Genie etwas von diesem Machtdrange besässe? Wenn vielleicht der Genius, den die Socialdemokratie als ihren Stifter feiert, wenn Lassalle ein Machtgenie par excellence gewesen wäre? Was fängt eine Gesellschaft mit ihm an, in der für Macht kein Raum mehr ist? In der alle Macht demokratisch festgelegt ist? In der die Masse sich nichts aufocroyieren lässt, sondern über ihr Geschick durch — Abstimmung, natürlich allgemeine, gleiche und directe, entscheidet? Das ist die aristokratische Frage innerhalb der socialen.

Der Socialismus der oben erwähnten Gattung ist rasch mit ihr fertig. Im Zukunftsstaate wird es dem Künstler, dem Philosophen, dem Gelehrten freistehen, über die Geister zu herrschen; gerade die geistige Macht wird eine um so grössere Rolle spielen, als sie von jeder materiellen unabhängig ist. Es ist schon bis zum Ueberdruss oft darauf hingewiesen worden, wie völlig die materialistische Doctrin mit sich selber bricht, sowie sie das Zukunftsland betritt. Es ist Engels' Sprung aus der Notwendigkeit in die Freiheit, den die Utopisten in allen graciösen Verkleinerungen nachahmen. Kunst und Wissenschaft sind mit einem Male losgelöst von allen materiellen Zusammenhängen. Wir haben es müssen predigen hören, die moderne Mathematik sei schliesslich ein Reflex der ökonomischen Lage unserer Zeit. Die Mathematik des Zukunftsstaates ist nur noch das Ergebnis wirtschaftlich unabhängiger Denkerarbeit. Und dergleichen Kunst, Dichtung, Philosophie und alle Geistescultur. Man ist endlich in Schillers höchsten Regionen, „wo die reinen Formen wohnen“. Ein „Marxismus“ hat die grössten Genies aller Zeiten aus der wirtschaftlichen Zeitlage heraus zu erklären versucht. Hat er Recht, dann kann die Zukunftsgesellschaft kein Genie nach alter Art mehr hervorbringen. Wenn die höchsten Probleme, die die Menschen bisher beschäftigt haben, im Grunde Reflexe irgend welcher Classengegensätze sind; dann müssen mit dem Classengegensatz auch die Probleme verschwinden, oder sie werden rein akademisch,

was ungefähr dasselbe ist. An Doctorfragen hat sich noch kein Genie gemessen.

Und der Weg zum Endziele? Unentwegt: die Revolution. Es ist merkwürdig, dass die grossen und kleinen Revolutionäre aller Zeiten nie bescheiden zurücktraten, wenn ihre Arbeit gethan war. Meistens machten sie sich dann zu Dictatoren. Ob nicht im Leiter der Internationale ein ganz gewaltiges Dictatorgefühl lebte?

Aber was reden wir von „Revolution“ und „Endziel“, wie man sich beides wohl früher vorstellte oder vielmehr nicht vorstellte, sondern nur im Munde führte? Mit der obligaten „Revolution“ hat noch der alte Revolutionär Engels selber aufgeräumt. Die Bewegung des Socialismus zum Endziele sollte sich in gesetzlichen Bahnen vollziehen. Dann kam Bernstein und strich das obligate „Endziel“. So ist der Socialismus — eine Bewegung in gesetzlichen Bahnen. Und das ist doch wohl blühender Unsinn? Lernten wir nicht schon in der Secunda, dass man an jeder Bewegung ausser ihrer Geschwindigkeit auch ihre Richtung kennen muss? Schon gut; aber Richtung ist nicht Endziel; und alle geschichtliche Bewegung ist keine gerade Linie, keine Parabel oder archimedische Spirale, sondern eine Curve, mit deren Bestimmung die analytische Geometrie selbst ihre grössten Genien vergeblich betrauen würde. Es gibt kein Endziel in der Geschichte, das nicht im Momente, wo es erreicht wurde, auch schon überschritten gewesen wäre. Jedes Endziel kann immer nur einen vorläufigen Orientierungspunct bedeuten. Schon im Marsche auf ihn zu pflegt die geschichtliche Bewegung den Zielpunct zu verlegen, und nur ihre allgemeinste Richtung bleibt. Das sogenannte Ideal einer Bewegung liegt nicht an ihrem Ende, sondern in jedem Augenblicke unmittelbar vor ihr; es wandert mit ihr, wie die Feuersäule mit Israel. So lange eine Bewegung sich ein Endziel, wörtlich genommen, setzt, ist sie unreif, lebt sie in Kinderträumen. Auch eine solche Zeit ist nötig; aber so wie das Kind sich auswächst, so kommt auch für die Bewegung einst der Tag, wo sie über die kindlichen Hoffnungen lächelt. Ob eine geschichtliche Bewegung diesen Tag überlebt ist der Prüfstein für ihre Daseinsberechtigung. Der Socialismus hat sein „Endziel“ aufgegeben, aber er besitzt dafür heute ein Ideal, das nicht vor ihm liegt, sondern das er in sich trägt, das ihm seinen Stempel aufprägt. Und dieses socialistische Ideal liegt nahe genug bei dem Ideal, das Friedrich Nietzsche der Menschheit gewiesen hat.

Das socialistische Ideal ist die wirtschaftliche Demokratisierung. Auf kaufmännischem Gebiete hat es eine Vorstufe in der Consumgenossenschaft gefunden, industriell in der constitutionellen Fabrik, von der wir freilich noch nicht wissen, wie sie sich weiter entwickeln wird; in der Landwirtschaft schliesslich ist noch alles sehr dunkel. Hier kann das freie Bauerntum vielleicht noch eine gewisse Zukunft haben, auf der andern Seite die Siedlungsgenossenschaft. Wirtschaftliche Demokratie ist aber von politischer durchaus verschieden. Die letztere kann eingeführt, verliehen werden — wie bei uns in Deutschland. Das Experiment ist geglückt. Unsere politische Demokratie findet ihren Ausdruck im Parlament, und was der Socialismus durchs Parlament gewinnt, ist vielleicht nicht unerheblich, allein es ist nichts specifisch Socialistisches. Es sichert ihm die Möglichkeit, Rückschritte zu hindern, Hemmnungen zu beseitigen. Die letzten Jahre haben gezeigt, dass er darin sogar Nationalliberale zu Verbündeten hat.

In dieser Hinsicht unterscheiden sich die Leistungen der Bassermann, Rösicke, Haussmann, Bebel schliesslich nur noch graduell von einander; es sind Nuancen des Festhaltens an der politischen Demokratie aus übrigens völlig verschiedenen Motiven. So erscheint die politische Demokratie nicht als eine Entwicklungsnotwendigkeit und setzt auch keine gleiche innere politische Reife aller Volksglieder voraus. Ob sie gedeihlich wirkt oder nicht, hängt wesentlich vom Vorhandensein geeigneter Führer ab. Dass sich im Laufe der Zeit mehr als bei jeder andern Staatsform eine Erziehung zur Reife bemerklich macht, ist nur natürlich. Aber zwischen Masse und Führer bleibt eine starke Kluft. Schwierigeren politischen Problemen gegenüber wird es namentlich unter den verwickelten Lebensbedingungen einer Grossmacht immer wieder auf die Führer ankommen. Das aber sind die siegessichersten Führer, die die Masse am besten bei ihrem Interesse zu packen wissen. Die politische Demokratie ist also ein Leiten der Massen durch einzelne in gewisser Anpassung an die Instincte der Masse. Für aristokratische Geister gerade kein einnehmendes Bild: für die politische Demokratie hatte Nietzsche nur Hass und Hohn.

Ganz anders die wirtschaftliche. Ihre „Einführung“ ist schlechthin unmöglich, obwohl sie lange Zeit der Traum socialer Utopie gewesen ist. Ein lumpiges Ausfuhr- oder Einfuhrverbot kann unübersehbare wirtschaftliche Krisen zur Folge haben; denn wir haben im Gegensatz zur Staatenpolitik eine Weltwirtschaft, in der geringe Gleichgewichtsstörungen sich lawinenartig fortpflanzen können. Jede Aenderung der Productionsform kann sich heute nur ganz allmählich vollziehen; und diese Empfindlichkeit des ökonomischen Gleichgewichtes wächst von Tag zu Tage in dem Masse, wie das Nervensystem des Verkehrs immer neue Sprossen treibt. Deshalb ist heute schon die umsichtige Leitung einer grossen, auf Export angewiesenen Fabrik ein weit grösseres Kunststück, als die Verwesung eines Ministeriums. Mit wie wenig Verstand die politische Welt regiert werden kann, hat als berufenste Autorität in dieser Frage Bismarck selber ausgesprochen und beweist die Existenz eines Staates, wie Oesterreich; in dem seit dreissig Jahren nur Gaukler und Schwachköpfe am Ruder waren. In der wirtschaftlichen Welt macht die Unfähigkeit erbarmungslos Bankerott; und nur die leider vielzuvielen Höflinge des Proletariats können den Arbeitern einreden, dass sie heute schon im stande seien, wirtschaftlich zu regieren. Vollmar hat gesagt, dass der Socialdemokratie etwas Schlimmeres gar nicht passieren könne, als so unvorbereitet ans Ruder zu kommen. Die Eroberung der wirtschaftlichen Macht ist für die Arbeiterschaft eine langwierige Aufgabe, die vor ihr liegt, genau so wie sie es dereinst fürs Bürgertum gewesen ist, das auch die Fabriken und Handelshäuser nicht irgend jemandem weggenommen, sondern Schritt für Schritt geschaffen hat. Dabei hat sich eine unermessliche Differenzierung des einst homogenen Bürgertums vollzogen. Differenzierung aber heisst — Aristokratisierung.

In der That: wirtschaftliche Demokratisierung ist geistige Aristokratisierung der Masse. Was Bernstein prophezeit hat, muss eintreten: Proletariat bleibt kein einheitlicher Begriff. Das wird sich zeigen in dem Masse, wie die Consumgenossenschaften an Umfang und damit an wirtschaftlicher Verantwortlichkeit wachsen, und noch mehr durch die constitutionelle Fabrik. Das Wort Lohnarbeiter wird so vieldeutig werden, wie heute das Wort Bürger es ist. Nichts meisselt die Persönlichkeit so scharf aus der Masse heraus, als die Uebernahme

wirtschaftlicher Verantwortung. Erst auf dieser Grundlage ist überhaupt eine Entfaltung der geistigen und sittlichen Individualität möglich. Und diese Entfaltung kann doch nur das Ideal der Menschheit sein. Das Erwachen des Ich-Gefühls war noch immer ein Frühlingszeichen in der Geschichte. Dreimal schon ist dem deutschen Volke die trillernde Lerche entstiegen, die solchen Frühling kündete: in Luther, in Goethe, und in Nietzsche, dem Socialaristokraten. Und wenn dieses Ich-Gefühl sich mit elementarer Kraft durchringt in den Schichten, die es theoretisch am schroffsten verneint haben, so werden sie ihre Blicke auf Friedrich Nietzsche richten.

Im nationalliberalen Zeitalter glaubte man, weiter könne es eigentlich die Menschheit nicht bringen. Der Zweifel an solchem Glauben frisst sich heute hinein selbst in die Kreise, die damals die gläubigsten waren. Es geht weiter, und es geht aufwärts, so empfindet man. Wir sind noch lange nicht am Ende. Der Socialismus selber wirft das triste Zusammenbruchsdogma über Bord.

„Nicht nur fort sollt Ihr euch pflanzen, sondern hinauf. Dazu helfe euch der Garten der Ehe.“ Das schönste Wort Nietzsches und zugleich das schönste über die Ehe seit Christus umfasst, wie kaum ein anderes, die tiefste Sehnsucht des Socialismus. In der wahren Ehe liegt die Bedingung aller Aufwärtsentwicklung. Selbst die Höflinge des Proletariats reden nur selten davon, dass die Arbeiterehe schon das Ideal einer Ehe sei. Die socialistischen Führer weisen gern auf ihre musterhafte bürgerliche Ehe und ihr musterhaftes bürgerliches Familienleben hin. Die Arbeiterinnenbewegung geht darauf aus, der Arbeiterfrau mehr Zeit für Ehe, Familie, Mutterschaft und Erziehung zu erringen. So lange die Erlangung der Mehrheit das Ziel des Socialismus war, genügte es, möglichst viele Kinder in die Welt zu setzen; in seiner proles hatte der Proletarier die schwerste Waffe zur Erreichung seiner Ziele. In alledem gährt es und wandelt sich's. Selbst socialistische Schriftsteller lehren, dass sorgfältige Kindererziehung eine Kinderbeschränkung voraussetze; ob mit Recht, sei dahingestellt, nur das Symptom musste erwähnt werden. Man glaubt nicht mehr so unbedingt daran, dass die aus einer Stunde fruchtbarer Leidenschaft hervorgehende Verpflichtungsehe das Ideal einer Ehe sei; man merkt, dass Ene doch etwas mehr ist, als „das erbärmliche Behagen zu Zweien“ — ein Wort Nietzsches. Nur in der wahren Ehe ist eine Aufwärtszüchtung im Geiste des socialen Nietzsche denkbar. Und wie weisen im Socialismus alle Zeichen auf eine Erkenntnis dessen! Die Verkürzung der Arbeitszeit, die gleichzeitige Veredelung der Vergnügungen, freie Bühnen und University Extension, die in der belgischen Arbeiterpartei platzgreifende Alkoholkämpfung — alles das muss sich eines Tages in den Dienst der Ehe und ihrer Zwecke stellen. Keiner aber hat den Zweck der Ehe höher gewertet und gewaltiger verkündet, als Friedrich Nietzsche.

Und vielleicht kettet noch eins den Socialismus mit ihm zusammen: die Verachtung aller Sentimentalität, des entsetzlichen Blasens der Friedensschalmei. Vor dem Dunst der Küchen, in denen eklektische Bettelsuppen und Harmoniebrei zubereitet werden, halten sich beide die Nase zu. Neuestens haben uns ja die Brüder Hart wieder ihre Recepte zur Harmonie empfohlen. Es hat ernsthafte Leute gegeben, die sich für ihren neuen Gott begeisterten. Ich kann das schwer verstehen. Dass man sich deutsch sehr schön und sehr poetisch ausdrücken kann, haben wohl Goethe, Heine und Nietzsche schon bewiesen. Den Altruismus hat Jesus Christus in der Bergpredigt in unsterbliche Worte

gebracht, und Religion soll nach Luther und Schleiermacher, Goethe und Fechner etwas durchaus Subjectives sein. Fürchterlicher kann man allerdings die Demokratie nicht lebendig machen, als indem man „Weltanschauungsversammlungen“ beruft. Da liegt wahrhaftig in einem schlichten protestantischen Dorfgottesdienst tausendmal mehr Wahrheit und — Zukunft. Nein, nur im Kampfe wächst die Persönlichkeit. Ein einziger Strike weckt mehr Individualitäten, als ein Band voll Schwulst über „Sichausleben“ und dergleichen. Immerhin ist es gut, wenn die Apostel des neuen Gottes sich gegen Nietzsche stellen. Sie beweisen damit, dass sie weder ihn, noch seine, noch unsere Zeit verstehen, und damit stellen sie sich selber die rechte Prognose.

„Es zahlt sich teuer, zur Macht zu kommen — die Macht verdummt!“ Aber der Kampf um die Macht ist das Lebenselement aller grossen Bewegungen; und es ist genug, wenn in ihm und aus ihm Individualitäten geboren werden — von Stufe zu Stufe mehr und reichere. Einst war der Socialismus ein Dogma — wie jede neue, grosse Bewegung. Das Dogma fällt in Stücke, und immer reicher flutet das individuelle Fühlen und Leben. Der Kampf flaut nicht ab, wie die Unverbesserlichen höhnen, er nimmt nur neue Formen an, er wogt um neue Ziele, er erfasst neue Schichten; er wird reicher, vielgestaltiger, bedeutender. Menschen bevölkern das Feld anstatt der Programme in Hosen. Tausende erwachen, die auf Verheissungen eingeschlafen waren . . .

Er war unser. Er war nicht der Philosoph der zünftlerischen Romantik, von deren Künstler, Wagner, er mit heissem Schmerze sich losriss. Er war nicht der Philosoph des Capitalismus, der im freien Spiel der Kräfte schon die Menschheitshöhe erklommen zu haben meinte. Er glaubte an die grossen Menschen der Vergangenheit und — das ist das Wunderbare und Göttliche an diesem Genius — an die grosse Menschheit der Zukunft. Er glaubte an ein Kinderland, an ein Aufwärts, an ein Voruns. Den Socialismuss hasste er als eines von den Zeichen der Verhässlichkeit Europas. Er verstand ihn nicht. Mit Recht: vom Propheten verlange keiner, dass er historisch denke. Wo die Dictatur der Masse gepredigt ward, konnte er nicht die Differenzierung der Persönlichkeit wittern.

Trotz alledem: wir kennen ihn, und haben das vor ihm voraus, dass wir uns kennen. Und wenn an seinem Grabe mehr von uns selber die Rede war, als von ihm, so ist es darum, weil wir uns selber prüfen mussten, um zu wissen, was er uns bedeutet. Er war unser Prophet, ohne dass er darum wusste, und ohne dass wir darum wussten. Er hat geweihsagt, was wir uns erarbeiten mussten: dass der Wert der Menschheit im Menschen liegt und dass jedes echte Aufwärts einen aristokratischen Sinn hat. Und diese Idee ist ewig, ist eine Macht, die niemals sterben noch verdümmen kann.

Zur Krisenfrage.

Von

Eduard Bernstein:

(London.)

„Das eine ist klar: die Marxsche Krisentheorie ist trotz Bernstein noch nicht überwunden“. So hiess es kürzlich in dem Artikel eines deutschen Gewerkschaftsblattes, der

von der heranziehenden oder eingetretenen Krise in der deutschen Textilindustrie handelte.¹⁾ Schon einige Zeit vorher hatte ich in einem socialistischen Blatt gelesen, dass „trotz Bernstein“ die Krisen noch nicht aus der Welt verschwunden seien.

Ich nehme an, dass diejenigen, die das geschrieben haben, nicht in der Lage gewesen sind, meine Ausführungen über das Krisenproblem nachzulesen, sondern sie nur nach dem beurteilen, was von anderen darüber behauptet wurde. Indes lese ich soeben in der wissenschaftlichen Wochenschrift der deutschen Socialdemokratie in einem Artikel aus der Feder eines Schriftstellers, der die Abhandlungen, um die es sich da handelt, sehr genau kennt, den Satz: „Die paar Jahre andauernder Prosperität haben genügt, selbst theoretisch durchgebildete Socialisten an diese Wirkung der Unternehmerverbände (die Organisation der Production) glauben zu lassen und die Marxsche Krisentheorie ins alte Eisen zu werfen.“²⁾ Das geht selbstverständlich wider den Schreiber dieser Zeilen, dem auch bald hinterher unterschoben wird, er habe, „vor ein, zwei Jahren, als die grosse Welle der ‚Krisis des Marxismus‘ über die deutsche Socialdemokratie hinwegflutete und verschiedene schlecht befestigte Ueberzeugungen erheblich erschütterte, das Ende aller Krisen und Katastrophen proclamiert“. So wenig mich nun diese Sätze gerade an jener Stelle überraschen konnten, so bieten sie mir doch, im Verein mit den vorerwähnten Artikeln und der Thatsache, dass wir allerdings Zeugen grösserer Geschäftsstörungen sind, Anlass zu einigen Bemerkungen über die Fragen der Krisen im allgemeinen und die Frage der Marxschen Krisentheorie im besondern.

Ich sage nicht umsonst: Frage der Marxschen Krisentheorie. Ja, mein erster Gedanke, als ich mich zu dem vorstehenden Artikel entschloss, war, ihn zu überschreiben: Eine Preisfrage: Worin besteht die Marxsche Krisentheorie, und wer hat sie ins alte Eisen geworfen?

Thatsächlich giebt es nämlich gar keine specifisch Marxsche Krisentheorie. Marx hat die Erklärung der Krisen, wie er sie von der classischen Oekonomie und seinen socialistischen Vorgängern übernahm, in verschiedenen Punkten zu vertiefen gesucht und dabei sehr viel Treffendes gesagt, aber eine abgeschlossene eigene Krisentheorie wird man bei ihm vergebens suchen. Ich habe mir, als ich meine Schrift: Die Voraussetzungen ausarbeitete, beim Capitel: Die Krisen und die Anpassungsmöglichkeiten der modernen Wirtschaft, viel Mühe gegeben, die sehr weitläufig zerstreuten Beiträge von Marx zur Krisenfrage zusammenzutragen, und wer die betreffenden Sätze in jener Schrift oder bei Marx selbst nachliest, wird sich überzeugen, dass sie zu einer selbständigen Krisentheorie nicht ausreichen. Sie sind oft nur aphoristisch, nicht ohne Widersprüche (z. B. hinsichtlich der Rolle der Unterconsumtion bei den Krisen) oder behandeln Punkte, die wohl — wie der Hinweis auf die Lebensunterschiede des fixen Capitals — für die Erklärung partieller Störungen, unmöglich aber für die jener grossen, allgemeinen Krisen ausreichen, die nach Marx die industrielle Reservearmee des Capitals in immer rascheren Perioden von neuem und in wachsender Grösse herstellen, bezw. „das Verhältnis zwischen Arbeiterklasse, d. h. Gesamtarbeitskraft und gesellschaftlichem Gesamtcapital regeln“.³⁾

Marx nahm einen zehnjährigen Cyklus von allgemeiner Stagnation, Prosperität, Ueberproduction, Krise an und folgerte, dass im Fortgang der capitalistischen Accumulation diese Phasen „durch stets rascher aufeinanderfolgende unregelmässige Oscillationen durchkreuzt werden“.⁴⁾ Der letztere Satz lässt, allein genommen, verschiedene Deutungen zu,

1) Der Textil-Arbeiter vom 24. August 1900.

2) Die Neue Zeit. 1899—1900, Bd. II., pag. 713.

3) Karl Marx: Das Capital. Bd. I. 4. Aufl.; pag. 603.

4) a. a. O. pag. 602.

wir müssen ihn aber in seinem Zusammenhange dahin verstehen, dass er eine Verengerung der Cyklusdauer anzeigen soll. Sonst würde er auf totale Sprengung des Cyklus hinauslaufen, die allerdings auch erfolgt ist, aber in anderer Weise, wie sie die von Marx vorausgesagten Wirkungen dieser Entwicklung (in immer kürzeren Perioden wachsende industrielle Reservearmee) unterstellen.

Friedrich Engels hat denn auch in Noten zum dritten Band Capital angesichts dieser Thatsache zwei von obiger verschiedene Krisenhypothesen aufgestellt, die sich indes ziemlich stark widersprechen. Er drückt einerseits die Vermutung aus, dass der industrielle Cyklus eine neue Ausdehnung erfahren habe und wir uns (1893—94) „in der Vorbereitungsperiode eines neuen Weltkrachs von unerhörter Vehemenz befinden“, giebt aber auch die Möglichkeit zu, dass der zehnjährige Cyklus „einer mehr chronischen, sich auf die verschiedenen Länder verschiedenzeitig (!) verteilenden Abwechselung von relativ kurzer, matter (!) Geschäftsbesserung mit relativ langem, entscheidungslosem Druck gewichen sei“.⁵⁾

Von diesen zwei Hypothesen bedeutet die letztere die principielle Preisgabe dessen, was man gemeinhin unter Marx'scher Krisentheorie versteht und auch einiger der wesentlichsten Ableitungen, die Marx selbst aus dem Krisenphänomen gezogen hatte. Sie setzt eine stark entwickelte Ausgleichung der Unregelmässigkeiten des gesellschaftlichen Productionsprocesses voraus, statt der Steigerung einer Abnahme der Produktionsanarchie. Indem sie die Abwechselung der zwei verhältnissmässig wenig unterschiedenen Geschäftsphasen sich in den verschiedenen Ländern verschiedenzeitig verteilen lässt, wirft sie die Auffassung von der steigenden Internationalität des industriellen Kreislaufs über den Haufen — „ins alte Eisen“. Damit aber setzt sie ferner voraus, dass die Krisen der grossen Industriezweige — von denen die meisten in den verschiedenen Ländern eine verschiedene Bedeutung für die allgemeine Marktlage haben — sich auf verschiedene Zeitläufte verteilen können, ohne allgemeine Krisen nach sich zu ziehen, obwohl ihr Markt in hohem Grade international reguliert wird. Mit anderen Worten, sie schliesst die Folgerung ein, dass sich „die Rückwirkungskraft örtlicher oder particulärer Störungen auf die allgemeine Geschäftslage so verringert hat, dass wenigstens für eine längere Zeit allgemeine Geschäftskrisen nach Art der früheren überhaupt als unwahrscheinlich zu betrachten sind“.

Dieser zuletzt citierte Satz rührt von mir her, er bildet den Mittelpunkt des vorerwähnten Capitels über die Krisen und die Anpassungsmöglichkeiten in der Schrift: Die Voraussetzungen des Socialismus. Ohne hier seine sachliche Stichhaltigkeit zu untersuchen, habe ich doch festzustellen, was auch in der angegebenen Stelle ausdrücklich bemerkt ist, dass er nur eine Vermutung ausspricht, die obendrein zum Teil schon in der berührten Engelsschen Frage eingeschlossen ist.

Was die Alternativfrage von Engels betrifft, so unterstellt auch sie eine andere Entwicklung, als Marx sie voraussah. Zuspitzung der Verhältnisse und Ausdehnung des industriellen Kreislaufs sind zwei schwer zu vereinbarende Dinge. Dehnt sich der industrielle Kreislauf aus, so ist das nur möglich durch eine Minderung der Produktionsanarchie bzw. zunehmende Ausgleichung localer oder in einzelnen Industrien sich abspielender Störungen. Dass eine Reihe von Voraussetzungen, auf die Marx seine Vermutungen stützte, durch die grosse Vervollkommnung der Verkehrsmittel — Beförderungs- und Nachrichtendienst — in Wegfall gekommen sind, dass dies und die grosse Ausdehnung des Gebiets für Capitalanlagen „die meisten alten Krisenherde und Gelegenheiten

⁵⁾ a. a. O. Bd. III, Teil 2, pag. 27.

zur Krisenbildung beseitigt oder stark abgeschwächt haben“ hat, wie ich an angegebener Stelle ausdrücklich bemerkt habe, Engels selbst schon hervorgehoben. Es liegt aber auch auf der Hand, dass, je mehr ersteres der Fall — und die ganze Tendenz moderner Entwicklung vollzieht sich in dieser Richtung — umso mehr auch die Wahrscheinlichkeit grosser allgemeiner Geschäftskrisen sich vermindern muss. Diese Folgerung habe ich gezogen, und ich kann absolut keinen Grund sehen, von ihr abzugehen.

Denn, was sich seit der Zeit, wo Engels die citierten Worte schrieb und wo sich in mir die vorentwickelte Anschauung festsetzte, auf dem gewerblichen Welttheater vollzogen hat, hat nur dazu beitragen können, mich in ihr zu bestärken. Oertliche Krisen und Krisen einzelner Industrien hat es gegeben, aber in keinem Fall ist es bisher dazu gekommen, dass sie sich zu grossen allgemeinen Krisen oder gar zum „Weltkrach von unerhörter Vehemenz“ auswuchsen. Und wenn man mir die jetzt vorliegenden Krisenzeichen entgegenhält, so kann ich nur dieselbe Antwort geben, die ich vor Jahr und Tag einem Kritiker gab, der auf Grund ähnlicher Vorboten das, was man meine Krisentheorie zu nennen liebt, für widerlegt erklären wollte: Abwarten!

Thatsächlich würde selbst eine grössere Krisis im gegenwärtigen Moment keine Widerlegung dessen sein, was ich wirklich geschrieben habe. Es ist mir ebensowenig eingefallen, zu behaupten, dass es gar keine allgemeinen Krisen mehr geben werde, wie es mir je beigekommen ist, zu erklären, es werde überhaupt keine Katastrophen mehr geben. So etwas können nur Leute behaupten, die entweder meine betreffenden Ausführungen nicht gelesen haben oder es aus irgend welchen Gründen für angezeigt erachten, sie falsch wiederzugeben.

Was z. B. die gegenwärtige Krisis in der Textilindustrie anbetrifft, so ist es allgemein bekannt, dass sie zu einem grossen Teil eine Folge der unerhört grossen Missernte mit folgender Hungersnot in Indien und der chinesischen Wirren ist, die den Export nach den asiatischen Häfen zum Stocken gebracht und rückwirkend dann auch auf die heimischen Absatzbeziehungen hemmend eingewirkt haben. Solche Störungen sind natürlich immer möglich. Ausdrücklich heisst es auf Seite 80 meiner Schrift:

„Es ist natürlich hier immer nur von der ökonomischen Begründung der Krisen die Rede. Krisen als Wirkungen politischer Ereignisse (Kriege oder ernsthafte Kriegsdrohungen) oder sehr ausgedehnter Missernten — locale Missernten üben in dieser Hinsicht keine Wirkung mehr aus — sind selbstverständlich immer möglich, wie dies auch schon in dem Artikel über die Zusammenbruchstheorie bemerkt wurde.“⁹⁾

Indes müssen es, wie wir sehen, heute schon sehr bedeutsame Kriege oder ein Zusammentreffen erheblicher politischer Verwickelungen mit Missernten, Aufständen und dergleichen sein, um den grossen Markt so zu erschüttern, dass er auf längere Zeit in allgemein empfindsamer Zerrüttung gerät. Trotz Ueberspeculation an den Börsen, Geldklemmen, Kohlenteuerung, Festlegung von Geldern durch Krieg und Sperrung von Märkten durch Hungersnöte und Aufstände zeigt er uns heute noch keineswegs das Bild allgemeinen Jammers, sondern geht es auf ihm vorläufig immer noch nach den Worten des Dichters zu: „Hier wird gefreit, und dorten wird begraben.“

Was zu den Zeiten, als Marx sein Capital schrieb, wie ein weithin verheerendes Ungewitter gewirkt hätte, hat heute dem mächtig angewachsenen Markt und seinen gewaltig

⁹⁾ „Der Kreis der Industrie und ihrer Märkte scheint heute zu gross, um an allen Punkten gleichzeitig und mit gleicher Schwere getroffen werden zu können, es sei denn, dass ganz aussergewöhnliche Ereignisse die Geschäftswelt aller Länder gleichmässig in Schrecken jagen, überall in gleicher Weise den Credit lähmen.“ (Die Neue Zeit, 189—798; pag. 554.)

gesteigerten Hilfsquellen gegenüber nur noch die Wirkungen eines mässigen Hagelschadens, der wohl auch eine gute Anzahl Halme knickt, aber keine allgemeinere Vernichtung zurücklässt.

Dabei verhehle ich mir nicht — und ich halte die von mir entwickelte Anschauung für viel zu stark begründet, als dass ich es über mich bekäme, in diesem Zusammenhange davon zu schweigen — dass heute viele Industriezweige, in denen flott fortgearbeitet wird, direct oder indirect für den Krieg, d. h. für nicht reproductive Zwecke, producieren. Welch enorme Summen in dieser Weise aufgewendet werden, wie viele Millionen und Abermillionen Mark tagaus tagein für Moloch draufgehen, ist bekannt. Es mag also wohl die Frage aufgeworfen werden, die denn auch so oft schon erörtert wurde, ob nicht die grosse Geschäftskrisis nur dadurch gemildert oder hinausgeschoben wird, dass ein wachsender Teil der Productivkräfte und ihrer Erzeugnisse für Rüstungen und Kriege absorbiert werden, aber unrettbar eintreten würde, wenn diese Absorption nicht stattfände oder erheblich eingeschränkt würde.

Auf diese Frage ist zu antworten, dass, wenn in einem gegebenen Moment plötzlich alle an die verschiedenen Arsenale, Kriegswerften, Waffenfabriken u. s. w. erteilten Aufträge sistiert würden, dies sicher zunächst kolossale Stauungen auf dem Arbeits- und Productionsmarkt zur Folge haben würde, dass aber solche Stauung auch eintreten würde, wenn etwa die Menschen plötzlich sämtlich sich in den Kopf setzten, barfuss zu laufen oder gleich den Türken und Indern sich des Gebrauchs der Stühle und Sophas als Luxus zu entschlagen und dergleichen mehr. Für die Theorie der Krisen sind alle solche Suppositionen von gleichem Wert oder Unwert. Sie hätten nur dann etwas zu bedeuten, wenn wir in einer stationären Gesellschaft lebten. Die Producte, die der Krieg heute vornehmlich in Anspruch nimmt, sind Eisen bezw. Stahl und Kohle, denn für Nahrung, Kleidung etc. würden die Menschen, die für ihn thätig oder — industriell betrachtet — unthätig sind, auch Verwendung haben, wenn sie nicht in seinem Dienst ständen. Es könnte sich also nur fragen, ob sich eventuell für sie und die heute für Kriegsvorbereitungen etc. aufgebrauchten Massen von Eisen, Kohle und ähnliche Materialien Verwendung fände. Und diese Frage ist ohne weiteres zu bejahen. Viele Unternehmungen würden ins Leben gerufen werden, welche heute unterbleiben, weil grosse Capitalien eben für die Production von Kriegsmitteln festgelegt sind, die alsdann flüssig würden. Diejenigen erfinderischen Geister, die heute ihr Talent in erster Reihe auf Erfindungen für Kriegszwecke richten — und das sind nicht durchaus wenige — würden dann eben ihren Geist auf Neuerungen und Verbesserungen richten, die direct für die civile Industrie berechnet sind, und es lässt sich zwar nicht mit mathematischer Sicherheit behaupten, wohl aber mit ziemlicher Gewissheit annehmen, dass das Resultat eine Vermehrung, Verbilligung und Verbesserung von Artikeln des allgemeinen Verbrauchs wäre.

Der Krieg und die Kriegsindustriellen binden nicht nur Producte, sondern auch Productivkräfte aller Art. Wer die Menschheit an der Grenze ihrer Consumkraft angelangt glaubt und der Meinung ist, dass die Gegenstände des privaten und des allgemeinen Consums den Gipfel der Vollkommenheit erreicht haben, dem mag der Kriegsaufwand als eine Rettung vor der grossen Krise erscheinen. Wer diese thörichte Ansicht nicht hegt, für den scheidet auch das letztere Argument aus der Betrachtung aus. Für den gegenwärtigen Moment ist es umso weniger zulässig, als wir unzweifelhaft ohne die directen und indirecten Aufwendungen für Kriegszwecke weit weniger von Kohlenteuerung und hochgeschraubten Eisenpreisen hören würden, als es so der Fall ist, und gerade die Verteuerung von Eisen und Kohle bisher noch stets einer der stärksten Krisenfactoren gewesen ist. Wenn die Preise der Montanwerte in die Höhe schnellten, pflügten erfahrene Geschäftsleute ihre Schiffe aufs Trockene zu ziehen.

Es ist also erst noch abzuwarten, ob die Wolken, die wir am industrieller Horizont aufziehen sehen, sich wirklich zur Sturmwolke verdichten, oder ob es nicht den vereinigten Mitteln und Kräften der Geschäftswelt gelingt, sie immer wieder zu zerteilen und zu localisieren. Ich halte, falls nicht die politischen Complicationen sich verschärfen, das letztere für das wahrscheinlichere. Die Existenz von Krisenfactoren habe ich natürlich niemals bestritten. „Die Ueberproduction,“ heisst es in der citierten Schrift. „ist bis zu einem gewissen Grade unvermeidbar.“⁷⁾ Aber Ueberproduction in einzelnen Industrien heisst noch nicht allgemeine Krise. Soll sie zu einer solchen führen, dann müssen die betreffenden Industrien entweder von solcher Bedeutung als Consumenten der Fabrikate anderer Industrien sein, dass ihr Stillstand diese auch stillsetzt und so fort, oder aber sie müssen ihnen durch das Medium des Geldmarkts, bezw. durch Lähmung des allgemeinen Credits die Mittel zur Fortführung der Production entziehen. Es liegt aber auf der Hand, dass, je reicher ein Land und je entwickelter sein Creditorganismus ist — was nicht mit potenziertem Borgwirtschafft zu verwechseln ist — diese letztere Wirkung immer geringere Wahrscheinlichkeit erhält. Denn hier nehmen die Ausgleichungsmöglichkeiten in steigendem Masse zu.“

Die gegenwärtigen Schwierigkeiten der Geschäftswelt werden für die Unternehmenssyndikate eine gute Probe ihrer Leistungsfähigkeit in Abwehr von Krisen sein. Leute, die ihre Wissenschaftlichkeit durch Fixigkeit in summarischen Urteilen zu bekräftigen lieben, haben bereits auf ein paar Symptome hin kategorisch den Syndikaten die Fähigkeit abgesprochen, gegen die Krisen etwas ausrichten zu können. So einfach liegt die Sache nun aber doch nicht. Zunächst darf man nicht vergessen, dass das Syndikat keineswegs in allen Fabrikationszweigen platzgegriffen oder einen nennenswerten Umfang erlangt hat. Das gilt z. B. gerade von der Textilindustrie, wo nur in der Spinnerei, und auch da nur erst für gewisse Garnsorten, Syndikate oder Trusts bestehen, in der Weberei aber — wo übrigens die Actiengesellschaften auch nur erst dünn gesät sind — so gut wie unbekannt sind. Man kann daher aus Krisen in dieser Industrie keinerlei Folgerung über die Abwehrkraft der Syndikate ziehen, sondern wird vielmehr zu untersuchen haben, ob dieselben Gründe, welche sich dort der Verallgemeinerung des Syndikats entgegensetzen, nicht auch jedes andere Mittel der Verhinderung von Krisen ausschliessen. Aber die Krisen oder Stockungen der Textilindustrie und insbesondere der Stofffabrikation haben eine ganz andere Geschichte, als die der allgemeinen Krisen, und lassen die allgemeine Geschäftslage meist ganz unberührt. Und das Gleiche gilt von einer ganzen Reihe differenzierter Industrien, wie es selbstverständlich für diejenigen Gewerbe gilt, die nur locale Märkte versorgen.

Die Domaine der Syndikate sind die Industrien der Rohstoffe, der Halbfabrikate und solcher Ganzfabrikate, die dem Einfluss der Mode wenig ausgesetzt sind.

Hier kommt es natürlich in hohem Grade auf die Verfassung und Leitung des Syndikats an, ob und in welchem Grade es sich als ein Mittel zur Verhinderung oder Abmilderung von Krisen bewährt. Ein Syndikat, das blos speculative Ausnutzung hoher Schutzzölle im Auge hat, wird selbstverständlich eher Krisen verursachen, als verhindern. Auch das wurde bereits in dem citierten Artikel hervorgehoben.⁸⁾ Die Form allein thut es sicherlich nicht, ebensowenig wie die Form der Verstaatlichung alle Organisations- und Verwaltungsfehler ausschliesst. So hat kein Mensch die Frage gestellt. Um was es sich

⁷⁾ Marx giebt dies bekanntlich sogar für die communistische Gesellschaft zu.

⁸⁾ „Ich bin vielmehr überzeugt, dass, wo in modernen Industriestaaten Cartelle und Trusts durch Schutzzölle unterstützt und verschärft werden; sie in der That zu Krisenfactoren der betreffenden Industrie auswachsen müssen.“ (Voraussetzungen; pag. 79.)

handelt, ist die Frage, welche krisenabwehrende Kraft den Syndikaten bei zweckmässiger Verfassung und Leitung den Krisen gegenüber innewohnt — um meine früheren Worte zu wiederholen, „wie weit sie auf die Natur und Häufigkeit der Krisen modificierend einwirken können“.⁹⁾

Man kann hier einwenden, dass in dem Wort zweckmässig schon das vorweggenommen ist, was erst bewiesen werden soll. Ich gebe das zu, obwohl die Vorwegnahme hier nicht grösser ist, als wenn man von der Vergesellschaftung der Productionsmittel sagt, sie werde aller Productionsanarchie und Ausbeutung ein Ende machen. Meinetwegen kann man die Frage auch so ausdrücken — und das dürfte die am wenigsten anfechtbare, wissenschaftlich correcteste Fragestellung sein: wie weit ist — das Ziel des Syndikats als möglichste Anpassung der Production oder Zufuhr an den effectiven Bedarf gegeben — eine zweckmässige und wirksame Verfassung und Leitung des Syndikats erreicht und möglich?¹⁰⁾ Dass aber eine Reihe bestehender Syndikate in dieser Hinsicht schon erhebliche Erfolge erzielt haben, ist unbestreitbar.

Dies leugnen heisst — ich muss es wiederholen — den Vorzug der Organisation vor der Anarchie in der Production leugnen. Dazu liegt aber für Socialisten nicht der mindeste Grund vor. Was sie mit den Unternehmersyndikaten oder Trusts abzurechnen haben, steht auf einem anderen Capitel. Es ist dies die Frage der Mittel, mit denen diese Capitalistenverbände arbeiten, und des Gebrauchs, den sie von der Macht der geschlossenen Organisation dem Publicum und den Arbeitern gegenüber machen. Ein so grosses Interesse das Gemeinwesen an der Bekämpfung oder Milderung der Krisen hat, so kann dieses Gut doch auch zu teuer erkauft werden. So verfehlt ein Verbot der Syndikate wäre, so vernünftig sind daher diejenigen Bestrebungen, die auf ihre gesetzliche Reglementierung und Ueberwachung abzielen. Bis zu einem gewissen Grade ist aber schon die Aufhebung der Schutzzölle ein wirksames Gegenmittel gegen die monopolistischen Uebergriffe der Syndikate. Es sind die Länder der Hochschutzzölle, wo diese ihre wütesten Orgien feiern. Gerade darum ist aber auch die Geschichte der Trusts in diesen Ländern nur von sehr bedingtem Wert für die Beurteilung der Leistungsfähigkeit der Trusts. Tendenzen zur monopolistischen Ausbeutung abgeschlossener Märkte hat es zu allen Zeiten gegeben, so lange und wo die Menschen überhaupt für den Tausch producierten.

Auch grössere Geschäftsstockungen sind keine so neue Erscheinung, wie man gewöhnlich annimmt, wenn sie gleich früher sich auf engerem Gebiet abspielten und in anderen Ursachen wurzelten wie heute. Und diese Ursachen selbst sind in ihren Wirkungen nicht stationär, behalten nicht die gleiche Wirkungskraft. Je ausgedehnter der Markt, je reicher seine Mittel, je vielseitiger seine Elemente, je ausgebildeter der Verkehr und je stärker die Consumkraft der Massen, umso geringer die Möglichkeit bestimmter Ursachengruppen, die ehemals das ganze Marktgetriebe in Stockung brachten, dies noch fernerhin in gleichem Verhältnis zu thun. Deswegen brauchen die Einheiten, die den Markt bilden, noch nicht samt und sonders solider fundiert zu sein. Es ist ihre Masse, welche dem Ganzen den Anblick grösserer Stetigkeit verleiht. Wie im Dorf auch der Aermste der armen Teufel bei seinem Tode noch eine Lücke hinterlässt, die allen auffällt, in der Weltstadt dagegen der Reichste und Vornehmste nur für einen kleinen Cirkel existiert, von der Masse aber weder bemerkt noch vermisst wird, so auch in der Welt der Geschäftsunternehmungen. Eine Geldklemme, wie sie erst kürzlich die Börsen allerorts in Verwirrung brachte, die Discontosätze in die Höhe und die Curse der Speculationspapiere in

⁹⁾ a. a. O. pag. 80.

¹⁰⁾ D. h. unter anderem; wie weit ist der Capitalistenring im stande, den Interessengegensatz der Capitalisten unter einander einzudämmen?

die Tiefe trieb, würde vor fünfzig Jahren auch die Warengeschäfte zum Stocken gebracht haben. Heute ist es bei der grossen Masse derselben mit einer mässigen Erschütterung abgegangen — zum Teil freilich auch dank der Vervollkommnung der Umlaufsmittel und der Circulationsorgane. Es ist das letztere beiläufig ein Punct, hinsichtlich dessen die Theorie ebenfalls der Nachprüfung bedarf.

Um zusammenzufassen: Seit Marx im Vorwort zur zweiten Auflage des Capital das Heranziehen des Krachs von 1873—74 ankündigte, ist das Ankündigen von Krisen ein köstliches Gut der Schule geblieben, von dem jeder Rechtgläubige von Zeit zu Zeit einmal Gebrauch macht, — der eine mit grösserem, der andere mit geringerem Vorbehalt, je nach der grösseren oder geringeren Einsicht in die Natur des Problems. „Und wer nicht denkt, dem wird sie geschenkt.“ Wo ein Friedrich Engels, durch Erfahrung und Studium belehrt, sich mit dem Aufwerfen von Fragen und der Feststellung von Krisenkeimen begnügte, da hält sich der gutgesinnte Schüler schon berechtigt, mit kategorischer Sicherheit das Eintreten der grossen Krise vorherzusagen. Und warum auch nicht? Das Prophezeien ist eine ganz ungefährliche Sache, denn von den nicht eingetroffenen Prophezeiungen schweigt des Sängers Höflichkeit. Zudem gereicht dem Gerechten alles zum Guten. Sehen wir nicht Freund Hyndman jedesmal, wenn in Indien der Monsun ausbleibt, der erstaunten Welt verkündigen, er habe schon vor hundert Jahren den finanziellen Zusammenbruch Indiens vorausgesagt, und nun zeige sich, wie recht er gehabt habe? Dass dieser finanzielle Zusammenbruch nun doch nicht eintritt, die indischen Staatspapiere nach wie vor von der Londoner Geschäftswelt als Anlagen ersten Ranges — als „goldgerändert“ — betrachtet werden, macht nichts. Der Prophet hat seinen Triumph gehabt, und damit basta.

Mir aber wird man es schon erlauben müssen, nachdem ich vor langen Jahren mein Prophetenpensum redlich absolviert habe, nunmehr auf die Würde des Propheten zu verzichten und Versuche, mir hinterrücks Prophezeiungen dieser Art anzudichten, mir hoflich, aber entschieden zu verbitten. Mehr, als je, bin ich der Ansicht, dass wir „wohl feststellen können, welche Elemente der modernen Wirtschaft auf Krisen hinwirken und welche ihnen entgegenwirken“, dass es aber immer schwerer wird, über „das schliessliche Verhältnis dieser Kräfte gegen einander, seine Entwicklungen aprioristisch abzuurteilen,“ — dass zwar „locale und partielle Depressionen unvermeidlich sind, allgemeiner Stillstand aber bei der heutigen Organisation und Ausdehnung des Weltmarkts und insbesondere der grossen Ausdehnung der Lebensmittelproduction nicht.“

Man verzeihe die Selbstcitatie. Verdrehung meiner Ausführungen nötigt mich dazu. Auch glaube ich, dass die Arbeit, der die vorentwickelten Sätze entnommen sind, das Verdienst beanspruchen darf, Hinweise für eine tiefere Analyse der Krisenprobleme geboten zu haben. Wie wenig Marx die landläufigen Erklärungen — darunter die sogenannte Marxsche Krisentheorie — für ausreichend hielt, zeigen seine Versuche, aus dem Verhältnis der Lebensdauer der Capitaltheile eine solidere — „materielle“ — Begründung der Krisen abzuleiten. Warum ich auch diese Begründung für nicht — oder vielmehr, nicht mehr zutreffend halte, habe ich in der citierten Schrift ausgeführt.

Ich schliesse mit einem Satz aus dieser Schrift, der zeigt, dass mir nichts ferner lag, als den Arbeiter in trügerische Sicherheit einzuwiegen, dass es sich in ihr nicht um Bekämpfung der Rüstungen der Arbeiter gegen Krisen, sondern um Bekämpfung trügerischer Hoffnungen auf Krisen gehandelt hat:

„Virtuell trägt das capitalistische Abwehrmittel gegen die Krisen die Keime zu neuer, verstärkter Hörigkeit der Arbeiterklasse in sich, sowie zu Productionsprivilegien, die eine verschärfte Form der alten Zunftprivilegien darstellen: Viel wichtiger, als die

„Impotenz“ der Cartelle und Trusts zu prophezeien, erscheint es mir vom Standpunct der Arbeiter aus, ihre Möglichkeiten sich gegenwärtig zu halten. Ob sie den ersten Zweck — Abwehr der Krisen — auf die Länge der Zeit werden erfüllen können, ist an sich für die Arbeiterklasse eine untergeordnete Frage. Sie wird aber zu einer sehr bedeutungsvollen Frage, sobald man an die allgemeine Krise Erwartungen irgend welcher Art für die Befreiungsbewegung der Arbeiterklasse knüpft. Denn dann kann die Vorstellung, dass die Cartelle nichts gegen die Krisen ausrichten können, Ursache sehr verhängnisvoller Unterlassungen werden.“¹⁰⁾

Der Parteitag und die Wohnungsfrage.

Von

Paul Kampffmeyer.

(Frankfurt a. M.)

Auf dem Mainzer Congresse erfreute uns so recht vom Herzen die beinahe allseitige Ueberzeugung der Genossen, dass sich die deutsche Socialdemokratie unbedingt mit der Wohnungsfrage auf einem Parteitage beschäftigen müsste. Der Antrag, der die Discussion dieser brennenden Frage auf die Tagesordnung des nächsten Congresses stellte, ward mit überwältigender Majorität angenommen.

Die Socialdemokratie ist bisher leider durch zahlreiche andere drängende Fragen von einer eingehenden Besprechung der Wohnungsfrage abgehalten worden. In ihrer sonst so vielseitigen Litteratur sind die Schriften über die Wohnungsfrage äusserst spärlich gesät. Eine geraume Zeit konnte der Parteigenosse nur zwischen der Broschüre von Engels über die Wohnungsfrage und den Aufsätzen des Proudhonisten Mülberger wählen. Erst nach dem Ende des Socialistengesetzes erschien Dr. Ad. Braun in der Berliner Arbeiterbibliothek mit den Feststellungen der Berliner Wohnungscommissionen auf dem Kampfplatze. Und dann ward es abermals für lange Zeit still, mäuschenstill auf dem socialdemokratischen Büchermarkte. Erst vor wenigen Monaten vernahm man dort den Titel einer neuen grösseren Schrift: Die Wohnungsfrage und die Socialdemokratie von Louis Cohn, erschienen bei M. Ernst in München.

Der Genosse Louis Cohn klagt in seiner eingehenden, über alle Gebiete der Wohnungsfrage Licht verbreitenden Schrift über den fühlbaren Mangel an parteigenössischer Litteratur über die Wohnungsfrage. Und er hat damit völlig ins Schwarze getroffen. Sehen wir von den vorhergenannten selbständigen Schriften ab, so hat in unseren Reihen nur Dr. Hugo auf dem Boden der Wohnungsfrage andauernd und erfolgreich gearbeitet. Seine Aufsätze in der Neuen Zeit und vor allem seine Schrift über die Städteverwaltung und den Municipalsocialismus in England enthalten eine Fülle brauchbaren Materials zur praktischen Lösung der Wohnungsfrage.

Die Wohnungsfrage ist eine äusserst vielseitige Frage. Und dementsprechend stellt sich ihre Lösung als ein sehr compliciertes, sich über ein weites Gebiet erstreckendes Problem da. Wir brauchen vor allem eine umfassende Wohnungstatistik zur Feststellung der Wohnungsmängel, und wir erwarten diese Statistik vom Staate. Mit der Herausgabe einer derartigen Statistik ist aber die Aufgabe des Staats in dieser Hinsicht noch nicht erschöpft. Der Staat hat einschneidende

¹¹⁾ a. a. O. pag. 81.

Minimalbestimmungen über die Bewohnbarkeit der Mieträume zu erlassen und die Bewohnung der allzu ungesunden Wohnräume zu verbieten. Die Wohnungsinspektion ist in seine Hände zu legen. Er ruft die Organe ins Leben, die jene Inspektion vorzunehmen haben, und er verleiht ihnen das Recht der Anordnung von Massregeln zur Verbesserung und zur Schliessung der allerschlechtesten Wohnungen. Vor uns liegt bereits ein recht beachtenswerter Entwurf zu einem Reichsgesetz über Wohnungsinspektion von Hans Freiherrn von der Goltz. An die Spitze der Organisation für Wohnungsinspektion stellt von der Goltz ein besonderes Reichswohnungsamt, dem Materialbearbeitung, Anregung und Beaufsichtigung der Wohnungspflege im ganzen Reiche zufallen. Dieser Entwurf ist in der Schrift des Freiherrn von der Goltz: Die Wohnungsinspektion und ihre Ausgestaltung durch das Reich veröffentlicht worden. Der Verein Reichswohnungsgesetz gab diese Schrift heraus, in der Sammlung: Die Wohnungsfrage und das Reich.

Einem recht dünnen, unbebauten Felde gleicht bisher die staatliche Wohnungsinspektion. Zur Zeit hat nur in Hessen und Hamburg eine sich auf die grossen Städte erstreckende obligatorische Wohnungsinspektion platzgegriffen. In Baden, Preussen, Württemberg und Sachsen fehlt es „an jedem gesetzlichen Zwang zur Einrichtung der Wohnungsinspektion.“ Das Gleiche gilt für Elsass-Lothringen. „Eine in Organisation, Durchführung und Erfolg ausreichende — wenn auch längst noch nicht ideale — Wohnungsinspektion besteht nur in etwa 13 bis 15 Städten. Wahrlich kein erhebendes Bild.“

Auf die Schultern des Staates wird ferner die Ausgestaltung des Expropriationsrechtes zu legen sein. Der Staat ermächtigt z. B. die Gemeinden, in bebauten Stadtteilen nicht, wie bisher, nur das zu den Strassen selbst erforderliche Grundeigentum, sondern auch die an das eigentliche Strassenland angrenzenden Grundstücke zu enteignen. Der nationalliberale Bürgermeister Adickes wollte schon 1892 den Stadtgemeinden mit mehr als 10000 Einwohnern das Recht in die Hand geben, über die Umlegung der Grundstücke verschiedener Eigentümer zwangsweise zu verfügen zur Erschliessung und zur zweckmässigen Gestaltung von Baugeländen in einem überwiegend unbebauten Teile des Gemeindebezirks. Ferner gedachte Adickes diese Gemeinden mit der Befugniss der Zonenenteignung zu bekleiden, behufs Verbesserung der Verhältnisse bebauter Teile.

Ein gewichtiges Wort hat der Staat in die Stadtbaupolitik hineinzureden. Er muss unter anderem die Principien für die städtischen Bebauungspläne und Bauordnungen festlegen. Den Kampf gegen die Mietscaserne kann er auf der ganzen Front eröffnen. Dem Staate liegen ferner noch sehr gewichtige Aufgaben auf dem Gebiete des Mietrechts, Steuergesetzgebung (Bauplatzsteuer etc.) ob.

Hat der Staat in umfassender Weise in das Verfügungsrecht des Eigentümers über seinen Grund und Boden eingegriffen, so muss er mit dieser aufräumenden Thätigkeit ein aufbauendes, positives Schaffen verbinden. Bisher haben die staatlichen Landesversicherungsanstalten, namentlich die Hannoversche, die Baugenössenschaften mit nicht unbeträchtlichen Geldmitteln unterstützt.

Die Baugenössenschaften setzten sich oft zu zwei Dritteln aus proletarischen Elementen zusammen und sie pflegten unter sich einen hohen, thatenweckenden Genossenschaftsgeist. Obenan steht in dieser Hinsicht der Spar- und Bauverein Berlin. Da die Landesversicherungsanstalten über beträchtliche Summen zur

Unterstützung des Wohnungswesens verfügen, so kann es den Arbeitern nicht gleichgültig sein, ob diese Summen in die Hände von Arbeiterbaugenossenschaften gelangen oder in die von Unternehmern. Diese Herren werden mit Hilfe jener Gelder „Arbeiterhäuser“ errichten, um die Arbeiter fest an ihre Betriebe zu ketten.

Zur wirksamen und nachhaltigen Förderung des Wohnungsbaus sind vor allem auch die Gemeinden berufen. Es gaben unter anderem für die Errichtung von Arbeiterwohnungen aus: Münster in Westfalen 63 000 Mark, Lindau 100 000 Mark, Schweinfurt 192 000 Mark etc. etc.

Unsere kurze Uebersicht über alle die Factoren, die an der Lösung der Wohnungsfrage mitzuwirken haben, zeigte uns, von welcher Complicirtheit diese Frage überhaupt ist. An den Staat, an die Gemeinde und an die Genossenschaft geht der Ruf zur eifrigen Mitarbeit an der Eindämmung des Wohnungselends.

Die sich schnell aufeinander drängenden Wohnungsreformideen der letzten Jahrzehnte übten einen starken Einfluss auf massgebende socialdemokratische Kreise aus. Im Deutschen Reichstag befürwortete am 14. November 1899 der Genosse Schmidt-Frankfurt a. M. die Petitionen über den Erlass eines Reichswohnungsgesetzes. Er sagte unter anderem: „Auch diese Frage mit dem ‚eigenen Häuschen‘, das von dem Unternehmer gebaut wird, und das er dem Arbeiter nach und nach überlässt, ist eine höchst gefährliche Sache, social durchaus verwerflich in meinen Augen. Etwas anderes ist es mit den Baugenossenschaften, die sich freiwillig bilden, die sollten gefördert werden; und das ist es auch, was der Verein Reichswohnungsgesetz in Frankfurt a. M. anstrebt. Dieser Verein hat ausserdem noch eine ganze Reihe von Principien, die er eingehender Bearbeitung unterziehen lässt und zwar durch Autoritäten auf den betreffenden einzelnen Gebieten.“ — Der Verein Reichswohnungsgesetz erhebt seine Stimme unter anderem für „die Beseitigung der allerschlechtesten Wohnungen und der ungesunden Stadtteile durch Wohnungsuntersuchung, Wohnungsinspection und Zonenteignung für zu bebauendes Gelände“, für „die Reform der Bauweise mittels Revision der Bauordnungen und Bebauungspläne, für die Beschaffung billigen Baulandes durch die Thätigkeit des Staates und der Gemeinden in dieser Richtung“, für „die Reform des Enteignungsrechts“ etc. etc. Der Genosse Schmidt hat sich neben zahlreichen Frankfurter Socialdemokraten dem Verein Reichswohnungsgesetz angeschlossen. In derselben Reichstagssitzung trat der Genosse Wurm ebenfalls warm für eine durchgreifende Reichswohnungsgesetzgebung ein. Er sagte unter anderem: „Meine Herren! Die Frage, wie die Wohnungsnot beseitigt werden soll, kann nur in einer Commission beraten werden. Es ist eine ganze Reihe von einzelnen Punkten, die dabei berührt werden muss. Den einen erwähne ich eben: die Frage, wie man Grund und Boden sich sichern muss, damit nicht, wenn die Communen und andere Verwaltungskörper etwas zur Beseitigung des Wohnungselends thun wollen, eine Bereicherung der Besitzer von Grund und Boden stattfindet, welche die Wohlfahrtsbestrebungen der Gemeinde benutzen, um die Preise der Grundstücke in die Höhe zu treiben. Hier ist zu erwägen, ob nicht die Communen selber Hand legen sollten auf die Grundstücke in der Nähe der Industrieorte und Städte, um sich Grund und Boden zu billigen Preisen rechtzeitig zu sichern.“

In der Bayerischen Kammer that der Genosse Ehrhardt gelegentlich einer Interpellation über die Wohnungsfrage recht bemerkenswerte Aeusserungen. Am

20. October 1890 liess sich Ehrhardt folgendermassen vernehmen: „Als erste Forderung in der Wohnungsfrage erkennen wir die Notwendigkeit einer umfassenden Wohnungsenquête an, sie muss die Grundlage bilden zu einem durchgreifenden Vorgehen; wir verlangen alsdann, dass in einem Wohnungsgesetz — ohne solches können wir nicht über die Wohnungsfrage wegkommen — das Minimum des Luftraumes festgelegt wird, der notwendig ist für die die Räume bewohnenden Menschen. Wir wollen weiter eine umfassende Wohnungscontrole . . . Wir sind durchs nicht dagegen, dass die Genossenschaften unterstützt werden sollen, wir bieten dazu recht gerne die Hand, wenn es unter gewissen Cautèlen geschieht, dass sich nicht Speculanten hinter die Genossenschaften stecken, um dabei für sich eine Vergünstigung herauszuschlagen; wir wollen auf diesem Gebiete einen Eingriff in Privatrechte. Es freut mich, dass der Herr College Dr. Jäger sich diesbezüglich so frank und frei dahin ausgesprochen hat; ich wünsche bloss, dass er in den Kreisen seiner Partei auch einen Resonanzboden findet für seine Ansicht — er sei für die Expropriation. Wir begrüssen das und sagen, das ist eine der ersten Grundbedingungen für eine Regelung der Wohnungsfrage.“ So Ehrhardt. Wir sind der Ansicht, dass jeder, der in den bekannten Ruf einstimmt: „Es bleibt bei der Expropriation!“, nicht vergisst, dass gerade auf dem Gebiete der Wohnungsfrage mit der Expropriation begonnen werden muss.

Überall offenbart sich in der Socialdemokratie ein heisses Bestreben, auf staatlichem und communalem Wege die Lösung der Wohnungsfrage in die Wege zu leiten. Es fragt sich nun: Rennen diese Bestrebungen nicht gegen granitfeste, unübersteigliche Schranken an? Können die Wohnungsverhältnisse des Arbeiters in der heutigen Wirtschaftsordnung erheblich gebessert werden? Können durch tiefgehende Wohnungsreformen billige Wohnungen für weite Schichten der Arbeiterschaft hergestellt werden? Schlägt nicht jede Verbilligung der Wohnungen sofort in eine Lohnherabsetzung um?

Derartige Ansichten sind in der Socialdemokratie oft geäussert worden. So nimmt Friedrich Engels in seiner Wohnungsfrage eine gewisse Unverrückbarkeit und Festigkeit des Lohnes in der capitalistischen Gesellschaft an. Der Arbeiter erhält in der Form seines Lohnes nur seine Unterhalts- und Fortpflanzungskosten erstattet. Einen Teil seines Lohnes muss er für die Befriedigung seines Wohnbedürfnisses anlegen. Wohnt der Arbeiter im eigenen Hause, so gehen in seine Unterhaltskosten keine Auslagen für Miete ein. „Jede Verringerung der Erzeugungskosten der Arbeitskraft, d. h. jede dauernde Preiserniedrigung der Lebensbedürfnisse des Arbeiters,“ so führt Engels aus, „kommt aber, auf Grund der ehernen Gesetze der Volkswirtschaftslehre einer Herabdrückung des Wertes der Arbeitskraft gleich und hat daher schliesslich einen entsprechenden Fall im Arbeitslohn zur Folge. Der Arbeitslohn würde also durchschnittlich um den ersparten Durchschnittsmietbetrag fallen, d. h. der Arbeiter würde die Miete für sein eigenes Haus zahlen, aber nicht, wie früher, in Geld an den Hausbesitzer, sondern in unbezahlter Arbeit an den Fabrikanten, für den er arbeitet. Auf diese Weise würden die im Häuschen angelegten Ersparnisse des Arbeiters allerdings gewissermassen zu Capital, aber Capital nicht für ihn, sondern für den ihn beschäftigenden Capitalisten“

„Beiläufig bemerkt, gilt das oben Gesagte von allen sogenannten socialen Reformen, die auf Sparen oder auf Verwohlfelung der Lebensmittel des Arbeiters

hinauslaufen. Entweder werden sie allgemein, und dann folgt ihnen eine entsprechende Lohnherabsetzung, oder aber sie bleiben ganz vereinzelte Experimente, und dann beweist ihr blosses Dasein als einzelne Ausnahme, dass ihre Durchführung im grossen mit der bestehenden capitalistischen Produktionsweise unvereinbar ist. Nehmen wir an, in einer Gegend gelinge es, durch allgemeine Einführung von Consumvereinen die Lebensmittel der Arbeiter um 20 % wohlfeiler zu machen; so müsste der Arbeitslohn auf die Dauer dort um annähernd 20 % fallen, d. h. in demselben Verhältnis, in dem die betreffenden Lebensmittel in den Lebensunterhalt der Arbeiter eingehen“. Das ist nach unserer Ansicht das eherne Lohngesetz von Ferdinand Lassalle in anderer Form. Mit dem gleichen Argument, wie Engels, haut auch Lassalle auf die Consumvereine ein.

Wir treten in eine Kritik der Engelsschen Ausführungen nicht ein. Jeder ernsthaftige Socialpolitiker, der an die Lösung der Wohnungsfrage geht, hat sich aber nach unserer Ansicht mit diesen Ausführungen auseinandersetzen. Bestehen sie völlig zu Recht, dann sind wir allerdings zu einer sehr unfruchtbaren Arbeit auf dem Gebiet der Wohnungsfrage verdammt, aber nicht nur auf diesem, sondern auf zahlreichen anderen Gebieten der Socialreform.

Aus unserer bisherigen zusammenfassenden Darstellung über die Praxis und Theorie der Socialdemokratie in Bezug auf die Wohnungsfrage ergeben sich für uns die wesentlichsten Punkte für die Discussion des Wohnungsproblems auf dem Parteitage.

Erstens hat die Socialdemokratie auf ihrem Congresse zu entscheiden, ob die Engelssche Auffassung der Wohnungsfrage von der Partei in Bausch und Bogen acceptiert werden kann. Von dieser Entscheidung hängt die Gestalt und der Umfang der socialdemokratischen Wohnungsreform ab.

Zweitens, wenn die Socialdemokratie für eine radicale Wohnungsreform ihre Stimme erhebt, muss sie zunächst die einzelnen Grundbestandteile der Wohnungsfrage ins Auge fassen.

Die Wohnungsfrage ist eine Frage der staatlichen Gesetzgebung. Der Staat hat das Expropriationsrecht der Gemeinden zu erweitern, in die Bebauungspläne und Bauordnungen der Städte einzugreifen, das Mietrecht zu reformieren, die Wohnungsinspection zu regeln, die Wohnungsproduction zu befördern. Die Wohnungsfrage spielt vom staatlichen in das communale Gebiet hinüber. Die Gemeinden haben für die Herstellung kleiner Wohnungen Sorge zu tragen. Sie müssen den städtischen Grundbesitz nach Möglichkeit erweitern. Von den Gemeinden ergeht der Ruf zur Lösung der Wohnungsfrage an die Arbeiterbaugenossenschaften. Durch staatliche Mittel gefördert, können diese Genossenschaften auch ein Scherflein zur Lösung der Frage beitragen.

Im Interesse einer fruchtbaren Behandlung der so umfangreichen Wohnungsfrage müssten sich einzelne Genossen eingehend mit den verschiedenen Materien der Wohnungsreform beschäftigen. Sie hätten dann kurz ihre Anschauungen über die behandelten Gebiete zusammenzufassen und diese gedruckt den Delegierten und der Parteipresse einige Wochen vor dem Parteitage zu unterbreiten. Dann dürfte die Discussion viel gründlicher und dem Gegenstand erschöpfender sein, als wenn die Genossen erst auf dem Parteitage durch ein Referat über die Lösungsversuche des Wohnungsproblems unterrichtet werden.

Die Wohnungsfrage wird unzweifelhaft einen heftigen Meinungsaustrausch heraufbeschwören. Was thut's? Wir steuern doch dem gleichen Ziele zu!

Und unwillkürlich müssen wir noch einmal an den grossen, herzerhebenden Eindruck des Mainzer Parteitages denken.

Da nahm das bewimpelte Dampfschiff alle auf: die fröhlich gestimmten Süddeutschen und die ernsten, vernünftelnden Norddeutschen, die Männer des reinen Princips und die verwässernden „Bernsteinianer“. Und das Schiff landete uns alle am gleichen Ort. Die Marseillaise dröhnte durch die Luft, im imposanten Massenzuge verliessen wir das Schiff, und in geordneten Reihen marschierten wir vorwärts, vorwärts.

Ruhig und sicher geht unser Parteischiif seine Bahn. Aus dem theoretischen Kampfesgewirr erhebt sich nur ein frischer, belebender Luftzug. Der bläht die Segel unseres Schiffes auf und führt es schneller zum Ziele

Der goldene Magnetberg.

Von

Kurt Eisner.

(Berlin.)

Karl Kautsky hat unlängst einmal die Bemerkung gemacht, das unterscheidende Merkmal der Socialdemokratie gegenüber allen bürgerlichen Parteien sei gar nicht mehr die Auffassung über den Capitalismus, sondern das Verhältnis zum Militarismus. Der Ausspruch wirkte beim ersten Aufnehmen überraschend, wie eine unerhörte und dazu unbegründete Ketzerei. Ueberlegte man sich aber das Paradoxon näher, so entdeckte man nicht ohne Erstaunen, dass Kautsky, wenigstens soweit die Entwicklung der deutschen Parteien und Richtungen in Betracht kommt, ein kluges Wort der Selbstbesinnung über den gegenwärtigen politischen Thatbestand gefunden hat.

In Wahrheit, wir sehen heute innerhalb der bürgerlichen Parteien das ganze Spectrum anticapitalistischer und socialistischer Nuancen vertreten. Das reine Manchestertum, das als solches gegenüber dem grundsatzlosen, erweichten Eklekticismus den nicht verächtlichen Wert einer zwar falschen, aber wissenschaftlich strebenden Lehrmeinung beanspruchen darf, hat die gewaltige Geltung, die es noch vor dreissig Jahren als Erkenntnislehre wirtschaftlicher Gesetzmässigkeit besessen, bis auf den letzten Rest eingebüsst. Auch die paar Azteken des grossen Irrtums wagen nur noch verstohlen von dem wunderthätigen Spiel der freien Kräfte zu schwärmen, und der durch die Gesetzgebung überall eingeschnürte Capitalismus — ohne dass diese bemühte Oberaufsicht des Staates im stande wäre, irgendwelche ernstliche Schranken seiner Entfaltung entgegenzusetzen — wird nirgends und von niemandem mehr für eine ewige, unantastbare Einrichtung menschlicher Organisation gehalten. Der bürgerliche Staat hat das Princip des Manchester - Capitalismus längst preisgegeben. Er selbst stümpert in socialistischer Puscherei. Die bürgerliche Gelehrsamkeit liefert im systemlosen Kathedersocialismus Viertel-, Halb- und Dreiviertelfabrikate des Socialismus. Es giebt keine Partei mehr, die socialistische Argumente verschmäht, und kleinere, bürgerliche Richtungen sind bereit, sogar den Classenkampf des socialistischen Proletariats zu unterstützen. Die gewaltige Arbeiterbewegung hat eben alle zu Concessionen gezwungen. In dem vor ein paar Jahren zum

agrarisches Feldgeschrei erhobenen Antrag Kanitz, der eine Art Verstaatlichung des Getreidehandels und eine fixierte Rente für die Grossgrundbesitzer anstrebte, versuchte sich endlich selbst der Feudalismus in einer Fratze socialistischer Gedanken.

So ist allerdings kaum zu leugnen, dass die Grenzen zwischen der Socialdemokratie und den bürgerlichen Richtungen, namentlich wenn man die Bemühungen radicaler Eingänger mit berücksichtigt, einigermaßen zu verschwimmen beginnen, wenn auch das eigentliche socialistische Ziel, die Vergesellschaftung der Productionsmittel, noch ausschliesslich von der Socialdemokratie erstrebt wird. Die Kluft der Anschauungen, die vor einem Menschenalter unüberbrückbar war, hat sich, vornehmlich in der theoretischen Meinung, minder in der praktischen Uebung, unzweifelhaft verringert.

Genau den entgegengesetzten Weg haben die Auffassungen über den Militarismus genommen. Die deutsche liberale Bourgeoisie ist im Kampfe gegen den Militarstaat erwachsen, der ihre Entwicklung hemmte. Bismarck überwand die Abneigung der liberalen Doctrin und des liberalen Interesses gegen den Militarismus, indem er Gegenbeweise der That provocierte, und da diese Gegenbeweise — die drei Bismarckschen Kriege — erfolgreich waren, ging ein grosser Teil des Bürgertums, der noch eben im wilden Conflict gegen den feudal gerüsteten Militarstaat gekämpft, mit stramm durchgedrückten Knien zur Religion des Säbels über: Beethoven wurde durch Militärmusik überwunden. Immerhin blieben auch nach 1870 bedeutende Parteien Gegner der Gewalt- und Rüstungspolitik. Das durch den Culturkampf gestählte Centrum blieb in leidenschaftlicher Opposition, Freisinnige und Demokraten stritten, immer noch ein bisschen grundsätzlich, gegen das gefährlichste Machtmittel der nationalen und internationalen Reaction.

Dies Verhältnis hat sich nun im letzten Jahrfünft von Grund aus geändert. Das Centrum ward regierende Partei und verfolgte jetzt die Taktik, ein paar Monate unwirsch über die unersättlichen Opfer des bewaffneten Friedens zu schimpfen, um sie dann zu bewilligen. 1893 gab es die letzte Reichstagsauflösung wegen der Ablehnung einer Militärvorlage; seitdem sorgten die Klericalen dafür, dass jede Forderung der Art — wenn auch mit einigen Anstandsabstrichen — zur Annahme gelangte. Den gleichen Weg ging der Freisinn, der hinfort entweder gar keine oder doch nur finanzielle oder constitutionelle Bedenken geltend machte. 1898 begann dann auch mit der ersten grossen Marinevorlage der gleichmütige Verzicht auf das jährliche Budgetrecht, und es ist ein offenes Geheimnis, dass bei der Fünf-Milliarden-Marinevorlage dieses Jahres die beiden demokratischen Fractionen der äussersten Linken, die zwar gegen diese constitutionelle Monstrosität stimmten, ihre Wähler nicht hinter sich hatten; principielle Gegnerschaft gegen die Zumutungen des Militarismus und Marinismus wurde von bürgerlichen Vertretern überhaupt nicht mehr geltend gemacht.

So ist es denn in Wirklichkeit allein die Socialdemokratie, die in altem Trotz gegen den culturwidrigen Militarismus der staubigen und der wässrigen Spielart verharret. Die grundsätzliche Gegnerschaft gegen den Militarismus ist, wie Kautsky richtig erkannte, das Trennende zwischen dem Proletariat und der gesammten Bourgeoisie.

In dieser Gegnerschaft aber steckt zugleich die Differenz der sittlichen Weltanschauung, für die der Militarismus den Prüfstein bildet.

Wenn die Socialdemokratie den Militarismus principiell bekämpft und die Bourgeoisie ihn hätschelt, so heisst das mit anderen Worten: Das Proletariat hat von der liberalen Bourgeoisie die von ihr verratene und verlassene culturelle Weltanschauung weltbürgerlicher Humanität übernommen, die sonst nirgends mehr eine Stätte findet. Die Stellung zum Militarismus ist in erster Linie das Bekenntnis einer sittlichen Weltanschauung, in ihr scheiden sich die Wege der Barbarei und der Sittlichkeit; die Socialdemokratie geht den Weg menschheitlicher Sittlichkeit.

Die militaristische Frage ist im tiefsten Gehalt ein ethisches Problem. Ethisch denken und handeln aber heisst nicht ins Blaue schwärmen, heisst nicht nach rauhem Werkeltag für ein paar Feststunden mit glitzerndem Flitter sich aufputzen, sondern Ethik bedeutet die wissenschaftliche Erkenntnis der einzigen Lebens- und Entwicklungsmöglichkeit der Völker und der Menschheit. Die humane Weltanschauung ist in Wahrheit die wirkliche Realpolitik, weil sie die culturelle Notwendigkeit möglich macht — die Aufgabe allen menschlichen Handelns ist, nicht das Mögliche notwendig, sondern das Notwendige möglich zu machen — weil sie in tiefschauendem Verständnis den Weg und das Mittel weist zu dem, was notwendig ist. Der überpffiffige Realpolitiker aber, der über das humane Narrentum höhnt, ist, weltgeschichtlich betrachtet, der eigentliche Utopist, der in verbrecherischem Aberwitz sich gegen die Notwendigkeit auflehnt und die Bedingungen des Daseins zu würgen sucht. Der Realpolitiker der landläufigen Maulwurfsgattung ist der geprellte Prolle, der gemeingefährliche Geisteskranke.

Hat man aber diese Bedeutung des Militarismus erkannt, so wird die Lächerlichkeit derer offenbar, die der Socialdemokratie den Rat geben, doch auch „national“ zu werden. Das würde nichts weniger als die Selbstentmündigung und den Selbstmord des Proletariats bedeuten, und die ganze Menschheit verlöre darüber die Vernunft.

In dem Problem des Militarismus erscheint überdies auch in anderer Form wieder das alte capitalistische Manchesterturn, das, aus den nationalen Verbänden vertrieben, sich auf den Weltmarkt geflüchtet hat: Weltpolitik, Colonialpolitik ist die rohste, verderblichste und zweckwidrigste Entartung des capitalistischen Manchesterturns, es ist das vom Capital ausgehaltene freie Kraftspiel der See- und Landräuberei, das alle Schranken cultureller Satzungen missachtet, die fessellos tobende Barbarei. Weil aber humane Sittlichkeit, zweckmässige Vernunft und notwendige Entwicklung identische Begriffe sind, darum bedeutet die sittliche Verurteilung dieser Politik zugleich ein Urteil über ihre Möglichkeit überhaupt. Der Ethiker ist nicht ein müssiger Phantast, der die realen Verhältnisse nicht berücksichtigt, sondern er ist im Gegenteil der Mann der wissenschaftlichen Erkenntnis der Realitäten, er ist der prophetische Mahner, der weiss, dass der Weg der kurzichtigen „Weltkenner“ in den Abgrund führt. Alles politische Geschehen an den Grundsätzen sittlicher Weltanschauung messen heisst nicht spielen und träumen, sondern die Zukunft schaffen, die werden muss, wenn anders die Menschheit nicht in krystallinischer Erstarrung an ihrem Wahn zersplintern soll.

Weltpolitik ist Weltmanchestertum. Sie bedeutet den ungeheuerlichen Versuch, des Capitalismus, auf einem Umwege wieder die Schranken zu zerstören,

die von der Macht der Arbeiterbewegung und, unter ihrem Zwange, von den nationalen Gesetzgebungen in den modernen Industriestaaten seinem ungezügelten Ausleben gesetzt wurden. Das Capital will wieder mit freier Willkür über die ganze Kraft von Arbeitermassen verfügen. So erklärt sich die tiefe Sehnsucht nach China, nach seinen Millionen willfähiger, fleissiger, bedürfnisloser Kulis. Darum drängt das europäische Capital nach diesem Paradies der unerschlossenen Bodenschätze und der unerwarteten Slaven. Das Capital bringt nicht die Kulis nach Europa, wo sie leicht politisch inficiert werden könnten, es geht vielmehr selbst zu ihnen — in der Sache aber bleibt es derselbe Versuch, durch die Concurrenz der Kulimassen der Begehrlichkeit der zum Kraftbewusstsein erwachten Arbeiter der modernen Industriestaaten Schach zu bieten; es ist der Kuliimport in anderer, wirksamerer Form, es ist das Unterfangen, moderne Industrie ohne moderne Arbeiter zu producieren, es ist — in der Tendenz — eine Generalaussperrung des gesamten organisierten Proletariats.

Aber indem das capitalistische Weltmanchestertum sich mit der rohen Rückständigkeit des feudalen Militarismus verbündete, wurde es utopisch. Als der weltpolitische Flottenwahn die Köpfe, namentlich der „Intellectuellen“ benebelte, wies die Socialdemokratie auf den Widersinn, die innere Unmöglichkeit dieses Weltmanchestertums hin. Gerade vom Interessenstandpunct des Capitalismus war diese Weltpolitik mit Panzerschiffen und Kanonen utopisch, ein Taumeln zur Katastrophe. Die Nomaden des Capitalismus bedürfen des Friedens, um die Weideplätze des Erdballs abzugrasen. Der Capitalismus kann nur als stiller Einschleicher kommen, der sanfte Goldregen eröffnet den Schoss, den die brutale Vergewaltigung zum Widerstand reizt.

Unerwartet schnell haben die Thatsachen diesem Urteil Recht gegeben. Die reichsdeutsche, imperialistische Weltpolitik, der deutsche Bonapartismus, „in dem“ — um mit Marx zu reden — „der Staat zu seiner ältesten Form zurückgekehrt ist, zur unverschämt einfachen Form von Säbel und Kutte“, ist bei ihrer ersten Ausfahrt furchtbar gescheitert, sie ist in einem blutigen Abenteuer zusammengesunken, von dem sie sich — bei allen äusseren militairischen Erfolgen — so leicht nicht erholen wird. Und nicht nur das deutsche Reich, die ganze europäische Politik des Wettrüstens, der gepanzerten Faust, der Völkerausraubung ist vom Krach erfasst, der dadurch noch verschärft wird, dass er zusammentrifft mit einer jähen wirtschaftlichen Krisis nach dem ungeheuren Aufschwung, den man für endlos halten wollte: die chinesischen Boxerfäuste haben in wunderbarer Fernwirkung die Denkerstirnen der europäisch-americanischen Börseaner mit Beulen geschmückt, die Kugeln der Krieger Tuans sind in den papiernen Eiffelturm der Actiencurse gefahren — der ganze Bau ist geborsten, und die Marktverweser der internationalen Speculation haben in besinnungsloser Panik die Trümmer im Stich gelassen.

Hat der Boerenkrieg gelehrt, wie ohnmächtig innerlich die englische Weltmacht gegenüber einem Volk ist, das an Zahl von deutschen Grössstädten um das Vielfache übertroffen wird, so hat der Aufstand der Boxer unbarmherzig die Fäulnis des ganzen herrschenden Systems, des militairisch-marinistisch bewehrten Raubcapitalismus blosgelegt.

Europa hat seit 1870 etwa 40 Milliarden für den Cultus des bewaffneten Friedens ausgegeben. Gegenwärtig werden in schnell steigender Progression alljährlich $4\frac{1}{2}$ Milliarden von den Staaten Europas für Heer und Flotte aus-

gegeben — ungerechnet die Kriegsmittel der Vereinigten Staaten und Japans. Jedes neue Dutzend Panzerschiffe, das die deutschen Regierungen fordern, wird mit der Notwendigkeit begründet, den deutschen Handel und die Deutschen im Auslande zu schützen. Deutschland allein begehrte, nach einem Kaiserwort, stark genug zu sein, um der ganzen Welt den Frieden zu gebieten — und jetzt sind die vereinigten Militairstaaten der ganzen Erde Wochen lang nicht im stande gewesen, 150 km. von der chinesischen Küste entfernt wohnende Fremde vor der Wut eines lange misshandelten Volkes zu schützen, jetzt vermochte dies Riesenaufgebot von Machtmitteln nicht die Vernichtung des Handels, die Zerstörung von Eisenbahnen zu hemmen. Die Kanonen haben sich nicht als Agitatoren des Welthandels und der Grossindustrie erwiesen, sondern als deren Zerstörer. Und dieser innere Bankerott bleibt bestehen, wenn sich auch die chinesische 'Affaire' vielleicht minder gefährlich gestalten sollte, als es zuerst schien. Europa hat seine Ohnmacht erwiesen, Europäer im Auslande zu schützen, und es ist den Chinesen, nicht Europa zu verdanken, wenn die Fremden nicht den Untergang gefunden haben. Endigt das weltpolitische Abenteuer für Europa noch einigermaßen glimpflich, so ist das nicht das Verdienst Europas, sondern der Erfolg chinesischer Zerrissenheit und Unschlüssigkeit, es ist die zufällige Wirkung militairischer Minderwertigkeit, die culturelle Ueberlegenheit ist.

In dieser, an grauenhaft humoristischen Zügen reichen chinesischen Blutfarce, die aus keinerlei staatsmännischen Berechnungen geschaffen und geleitet, sondern aus lauter Ueberraschungen zusammengesetzt ist, war der plötzliche glorreiche Vormarsch der vereinigten Truppen nach Peking ein abenteuerlicher Witz. Ruhig blieben die tapferen Krieger in Tientsin, obwohl Tag für Tag die schlimmsten Nachrichten über die Lage der Fremden in Peking verbreitet wurden. Die militairischen Fachleute bewiesen die Unmöglichkeit eines Vormarsches. Als dann aber Deutschland seine rasselnden Prahlerien in alle Winde schrie — da war das Unmögliche plötzlich ausführbar. Deutschland sollte nicht dabei sein, wenn die flatternden Culturfahnen in Peking den Frieden dictierten. Man rückte vor, und die Rettung gelang ohne erhebliche Anstrengung.

Vielleicht ist auch das plötzliche Erlöschen des militairischen Widerstandes der Chinesen, deren heldenmütige Wehr zuerst das Erstaunen und die sinnlose Angst der vereinigten „Cultur“ erregt hat, nicht auf ganz natürliche Ursachen zurückzuführen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß von Anfang an russisch-americanische Geheimverhandlungen mit China gesponnen wurden, und dass diese in dem Augenblick zum Ziele führten, als Deutschland seine Weltverblüffungsmission — Marke: Uns kann keiner! — proclamierte. Das schöne Fastnachtsspiel vom Weltgeneralissimus Grafen Waldersee mit dem transportablen Asbesthaus, den deficaten Conservenbüchsen und dem Pränumerando-Triumphzug sollte dann den gesalzenen Hohn noch mehr, der Deutschland auf dem Weltmarkt des bestialischen Ulks zum unüberwindlichen Concurrenten gemacht hat.

Als im November 1897 Kiautschou den ahnungslosen Chinesen mitter im tiefsten Frieden fortgenommen worden war, träumte der deutsche Capitalismus von ungemessenen, zauberhaften Herrlichkeiten endloser Beute. Welche weit-schauenden Pläne die deutschen Staatsmänner mit diesem Welttheatercoup verfolgten, ist bis zur Stunde unaufgeklärt. Des Grafen Bülow, des Heissgeliebten

der Journalisten beider Welten, tieferes Gedankenleben ist ja bisher nicht von seinen zahlreichen Zeitungsgönnern entschleiert worden, und seine eigenen Kundgebungen sind plumpe Variationen über ein fehlendes Thema. Aber der Verdacht ist nicht abzuweisen, dass hinter der ganzen grossen Action nichts steckte, wie ein Bedürfnis der inneren Politik; man wollte Beweismaterial für die Notwendigkeit jenes ersten Marineplanes beibringen, der damals den guten Deutschen noch sehr wenig einleuchtete; man hielt sich zu jener Zeit noch für ein Landvolk. Das ist der ewige Kreislauf der Dinge: Man braucht Schiffe, um Colonieen zu schützen, dann braucht man wieder Colonieen, um Schiffe fordern zu können. Kiautschou war notwendig, sonst hätten die deutschen Regierungen ihre Flottenvorlage nicht durchgebracht.

Und dies gefällige Unternehmen war ja äusserst erfolgreich. Die Chinesen liefen davon und verstanden sich freudig zu der Pachtung auf 99 Jahre. Ueberhaupt wusste man von den Chinesen nichts anderes, als dass sie davon laufen — so im chinesisch-japanischen Kriege, so bei dem Einbruch in Kiautschou. Merkwürdigerweise hatte man ganz vergessen, welche blutigen Opfer Jules Ferry in den achtziger Jahren unter dem Fluch des französischen Volkes brachte, als er den Bankerott seiner Politik durch die Ablenkung des Gloire-Bedürfnisses im Tongking-Abenteuer zu verschleiern suchte. Niemand freute sich so sehr über diese Vergeudung französischer Kraft, wie Bismarck, und noch heute erfordert Tongking, weit entfernt, die ungeheuren Opfer der Erwerbung zu verzinsen, bei lächerlich geringem Handelsverkehr fortgesetzte Aufwendungen seitens Frankreichs. Daran dachte man in Deutschland in den Flitterwochen der Weltpolitik nicht. Kiautschou ward beliebt. Die schnelle, glückliche Pachtung imponierte auch ausserhalb der jugendlichen Kreise, die ihre Phantasie an Piratenromanen erziehen. Man bewunderte die Durchschlagskraft der europäisch-deutschen Cultur und erwartete allerlei märchenhafte Profite. Und damals vollzog sich auch zum ersten Mal in aller Schrofheit jene Scheidung socialdemokratisch-proletarischer Weltpolitik und bourgeois Weltmachtspolitik. Einzig und allein die Socialdemokratie verurteilte entschieden den völkerrechtswidrigen Gewaltact, der in unübersehbare Abenteuer führen und dessen erhoffter Nutzen sich leicht in eine schwere wirtschaftliche Gefahr für Deutschland verwandeln könnte, wenn erst das erschlossene China als unterbietender Concurrent auf dem Weltmarkt erscheinen würde. Die bürgerlichen Parteien lachten ob der doctrinären Bedenken und gingen freudestrahlend und hoffnungselig nach Kiautschou.

Seitdem hörte man allerdings wenig Erfreuliches von der Pachtung. Kurz nach dem Einbruch ermordete ein Chinese einen deutschen Wachtposten, — ein früher Beweis, wie irrig die Annahme war, dass die scheinbare Ruhe, mit der die Chinesen die Eroberung hinnahmen, eine wirkliche Ruhe war. Der Uebelthäter wurde ergriffen, gefoltert, enthauptet, und der Kopf an das Thor befestigt. Unsere europäischen Culturpioniere besitzen ja die erstaunliche Fähigkeit, wenn sie wirklich einmal im fremden Land auf eine Barbarei stossen; die man in der Heimat nicht mehr kennt, sich sofort solchen Sitten anzupassen; sie bringen alles Barbarische vom Vaterlande mit und mehren diesen Schatz dann durch die Grausamkeiten, die sie in dem Lande vorfinden; das sie civilisieren wollen. Weiter erfuhr man, dass die nach Kiautschou deportierten deutschen Soldaten durch klimatische Krankheiten in erschreckender Zahl dahingerafft wurden. Endlich legte in neuester Zeit eine in einer Wochenschrift verbreitete

photographische Aufnahme Zeugnis ab von der raschen Ausbreitung deutscher Cultur: auf ödem Felde in gleichen Abständen sechs Pfähle, an jedem Pfahl ein Chinese angebunden, und zwanzig deutsche Soldaten zielend auf die der Hinrichtung Verfallenen. Ich weiss nicht, was die Chinesen verbrochen hatten, das aber weiss ich, dass wir damit einen erhebenden Culturfortschritt nach China gebracht haben; denn bisher war es dort nicht üblich, solche Scenen der höheren Civilisation zu — photographieren! . . . Die bürgerlichen Parteien äusserten ihre Freude an der gedeihlichen Entwicklung der Pachtung, und die letzte Denkschrift der Regierung veranschaulichte in Lichtbildern die Reize des Bülow'schen Platzes an der Sonne.

* * *

Es kann heute keinem Zweifel mehr unterliegen, dass der Boxeraufstand, wie immer er mit socialen und antidynastischen Beweggründen complicirt sein mag, im entscheidend erregenden Motiv nach Kiautschou zurückführ. Die weiteren Pachtungen, Port Arthur und Weihaiwei, das schneidige Gerede der Weltmachtpolitiker von der Aufteilung Chinas, das Evangelium der gepanzerten Faust, das Wilhelm II. seinen Bruder in China zu verkünden hiess, mussten den nationalen Widerstand herausfordern. Die christlichen Missionare, deren Lehren den wissbegierigen Chinesen früher vielfach als interessante Speculationen des menschlichen Intellechts nicht unwillkommen waren, mussten jetzt als hinterlistige Spione der europäischen Eroberungsgier erscheinen; denn welcher normaler Kopf hätte sich anders den Widerspruch erklären können, dass die Verkündung christlicher Nächstenliebe sich mit Raub und Gewalt paarte. Und die Chinesen erfüllten die christliche Lehre, dass, wer das Schwert ziehe, durch das Schwert umkomme — europäische Waffenfabrikanten und militärische Instructoren lieferten das Schwert und unterwiesen in seinem zweckdienlichen Gebrauch. Der nationale Freiheitskrieg der Chinesen brach aus — in einer plötzlichen Explosion, die allem Anschein nach in seiner acuten Phase durch den Einbruch in Taku veranlasst wurde.

Abermals vollzog sich in der öffentlichen Meinung Deutschlands jene schroffe Scheidung. Alle bürgerlichen Parteien rasten in chauvinistischen Schmähungen der verruchten gelben Teufel, die sich die Segnungen der europäischen Cultur nicht gefallen lassen wollten — niemals hat die deutsche Presse einen solchen Grad sittlicher und intellectueller Verwahrlosung erreicht, wie in diesen Wochen. Dabei verbarg sich hinter dem sinnlosen Toben nur die schlottende Angst des schlechten Gewissens vor ungeheuerlichen Consequenzen, die man nicht zu übersehen vermochte.

Der europäische Cannibalismus der Culturbestien nahm in Deutschland eine unsagbar verrucht-groteske Form an. Deutschland schrieb, redete und handelte nach der Moral und der Intelligenz eines blutrünstigen Hintertreppenromans. Das erhebende Bewusstsein, dass man unerschöpflich viele totschatzgefähige Soldaten und unzählige Kanonen habe, hat die Intelligenz des herrschenden Deutschland zerstört. Was hat man nötig, den Kopf, das Denken zu bemühen, wenn man die Fäuste für sich hat! Die ausschweifendste Räuberromantik wurde zum leitenden Princip. Die epileptische innere Politik erschieß — zum Erstaunen und boshafteu Gelächter der Welt — auf der internationalen Diplomatenmesse, und wenn ein Culturhistoriker einmal über den „Sadismus

in der Politik“ schreiben sollte, so wird er in dem Studium des Khaki-Sommers 1900 reiche Anregung finden. Dieses Chaos von Kinderei, Roheit, Mordsucht, Ruhmredigkeit, Culturheuchelei, Verlogenheit und frömmelnder Mystik, das in der deutschen Presse orgiastisch tollte, stellte die tiefste sittliche und intellectuelle Erniedrigung Deutschlands dar — fast hätte man Sehnsucht nach einem neuen gründlichen Jena, aus dem die Möglichkeit einer humanen Wiedergeburt erwüchse.

Wir dürfen den Boxern dankbar sein, dass ihre vielleicht heroischen, vielleicht nur unbesonnenen Auflehnungsversuche mit einem grausamen Griff den schimmernden Schleier zerrissen, der über der politischen Barbarei Deutschlands liegt. Wir kennen jetzt — dank den Boxern — die unsägliche Gemeinheit und Dummheit dieses capitalistischen Parvenustaats, der die verwegenen Roheiten des militairischen Feudalismus und die Unbarmherzigkeiten der Capitalmagnaten mit der Stupidität eines um seine Ersparnisse zitternden Kleinkrämers und der Narrheit einer wild schweifenden unbehausten Romantik zu vereinigen weiss.

Die Panik eines Bankruns, Gebeteleiern und Flüchelallen, blindwütiges Umherfahren mit geballter Hand, völlige Besinnungslosigkeit und Unfähigkeit politischen Denkens, grauenhaft lächerlicher Mangel an grundsätzlicher und kritischer Ueberlegung — so stellte sich der Gemütszustand der bürgerlichen Presse dar. Wir haben Aeusserungen abgrundtiefer Infamie gehört, wie man sie in deutscher Sprache bisher für unmöglich hielt. Der Vorschlag, eine Verbrecherarmee gegen China zu entsenden, war weder der niedrigste noch der dümmste Gehirnexcess aus dieser Zeit. Man hat noch weit schlimmere Aeusserungen gehört, ohne dass man sich auch nur gross verwundert hätte.

Es ergab sich, das sich die Bourgeoisie, namentlich die liberale, überhaupt jeden politischen Urteils entledigt hat. Die Angst um die in China angelegten Millionen deutschen Capitals und die Gier nach neuen Profiten beherrschte ausschliesslich die Christenmenschen der weissen Rasse. Im übrigen blöckten sie als verängstigte Schafe geduldig, wie die liberalen, freisinnigen und demokratischen Hämmel des Grafen Bülow blöckten. Man vertraute in rührender Unschuld dem Geistreichtum des ministeriellen Hofbeamten, der durch eine blasse Programmlosigkeit die leidenschaftlichen Impressionen der Krone zu wässern und zu meistern bemüht war. Aber man vertraute auch zugleich der Energie des preussischen Bundesfürsten — man liess sich bewundernd von jeglichem Licht erleuchten, sofern es nur von oben kam.

Dabei äusserte sich das politische Denken der bürgerlichen Presse im grellen Spielzeugstil kindischer Naivetät. Man wirtschaftete mit den primitivsten Instincten und trieb den psychologischen Aufwand eines Küchenromanciers. Die Heerscharen der Engel kämpften gegen die dunklen teuflischen Mächte. Das Khakitum wurde mit einem schön vergoldeten Heiligenschein ausgestattet. Man spielte Räuber und Prinzessin, mimte den Kampf mit dem Drachen, schwärmte für Blutrache, den Kreuzzug der Hunnen zu einer Vendetta-Ausstattungsburleske gestaltend. Der deutsche Michel wurde zur Kasperle der Puppenkomödie, der den leibhaftigen Gottseibeius tot drischt und selbst den Tod tapfer und keilefreudig über das Knie legt. Aus Neu-Ruppin bezog man die historisch-geographischen Anschauungsbilder, und Ammenmärchen wurden zur Bibel der Staatsweisheit. Dem deutschen Volk wurde thatsächlich von der bürgerlichen Presse angesonnen, in Heldenpossen Lauffschen Stils ernsthaft mitzuspielen — nur dass das Spiel, das die blöde Phantasie

der Presse ausgeheckt, auf Tod und Leben ging. Darum konnte der spottende Beobachter keine reine Freude an der Mobilisierung des Narrentums haben; die Narren wadeten in echtem Menschenblut, und ein ekelhafter Ludergeruch sentimentaler Bestialität -- die sich als Patriotismus declarierte -- liess das Lachen verstummen.

Zugleich aber hat das deutsche Zeitungsgebahren das Ausland ermuntert, seinen unverschämten Spott mit Deutschland zu treiben. Was anderes ist es als Spott, wenn die englische Presse fortwährend die absurdesten Chinatelegramme erfindet, um durch eine piffige Mischung von haarsträubenden Greueln und rohen Schmeicheleien die in Deutschland herrschende psychologische Stimmung zu beeinflussen, um für England, das durch den Transvaalkrieg militärisch geknebelt ist, in China einen zu allem willigen tölpelhaften Bravo kostenfrei zu gewinnen!

Die deutsche öffentliche Meinung hat Ruchlosigkeiten das Wort geredet, denen gegenüber die Raubzüge eines Louis XIV., in deren Verabscheuung unsere Jugend erzogen wird, leuchtende Culturthaten darstellen. Und zugleich hat die Bourgeoisie in ihrer jämmerlichen Angst um die bedrohten, in China angelegten Millionen wider ihre eigensten Interessen gewütet, indem sie sich bedingungslos der Lorbeersucht der militärischen Streber ausliefert, denn die besondere fratzenhafte Form der China-Weltpolitik ist nicht sowohl aus den wohlverstandenen Interessen der Bourgeoisie zu erklären, als vielmehr aus den absolutistischen Tendenzen des modernen christlichen Ritters à la Waldersee und dem Ruhmbedürfnis des friedensüberdrüssigen Officers.

Die im System des Militarismus angehäufte Zerstörungskraft sucht einen Ausweg. Aber dieser internationale Militarismus ist nicht nur brutal und grausam, sondern auch feig, und so tobt er seine Begierde, praktische Experimente zu versuchen, möglichst an Wehrlosen aus: die allzu stark gerüsteten Völker Europas scheinen ihm zu gefährliche Gegner, darum wählt er sich China zum Exercierplatz für seine Scharfschiessübungen und veranstaltet mörderische Menschenjagden auf ein von Haus aus friedfertiges Culturvolk. Der chinesische Raubzug ist nicht einmal ein Krieg, er ist eine Treibjagd auf ohnmächtige Menschen.

* * *

Die Culturehre Europas inmitten dieses wüsten Tobens zu wahren, übernahm die Socialdemokratie, das organisierte Proletariat, nicht minder beschimpft als die Boxer. Mit schneidender Schärfe wies sie auf die Folgen einer abenteuerlichen Politik hin, die sie stets bekämpft hat und deren Verantwortung sie allein daher ablehnen darf. Sie höhnte über die groteske Heuchelei, dass Europa nichts wolle, als mit seiner vereinigten russisch-galizisch-ostelbisch-abruzzisch-spanischen Civilisation die -- einer tollen Zeitungslegende zufolge -- „erstarrte“ chinesische Cultur flüssig machen. Sie erkannte das Recht der Chinesen an, sich gegen die Vergewaltigung ihrer nationalen Selbständigkeit mit allen Mitteln zu wehren, und sie wies auf die völlige Sinnlosigkeit eines Krieges hin, den unter einander totföndlich zerklüftete Staaten gegen ein Volk von 400 Millionen unternehmen.

Dabei führten die bürgerlichen Blätter des Inlands, sowie die Correspondenten, die die ausländische Presse bedienen, über die wirkliche Stimmung der Massen des Volkes völlig irre. Die Wahrheit ist, dass das Volk keinerlei Begeisterung für den Krieg der Rache und des Christentums hegt. Ebenso wenig hat man

sonderliches Vertrauen zu der Geschicklichkeit und der Weisheit unserer Staatsmänner. Wenn sich herausgestellt hat, dass die kostspieligen Diplomaten in Peking selbst keine Ahnung von den wirklichen Verhältnissen hatte, warum soll man da annehmen, dass der durch eine sechswöchentliche Seereise von China entfernte glatte Graf Bülow über die dortigen Zustände wohl erleuchtet sei. Talleyrand hat die Diplomaten gewaltig überschätzt, deren Sprache doch nur dazu dient, die Gedankenlosigkeit zu verbergen.

Gleichermassen ist das Ausland über die Aufnahme getäuscht worden, die den verschiedenen Reden Wilhelms II. beschieden gewesen ist. Sie haben in Deutschland weder so überraschend, noch so stimulierend gewirkt, wie man draussen annimmt. Wir wissen, dass der Kaiser sich in allen Fragen als der leidenschaftliche Held eines heroischen Schauspiels fühlt, der mit seiner überlegenen Kraft die Widerstände der Kleinlichen und Engherzigen überwindet. In dem gleichen energischen Stil seiner Chinareden hat er einst der Bismarckschen Fronde die Zerschmetterung angekündigt, hat er die Socialdemokratie auszurotten versprochen, denen, die zum Strike anreizen, das Zuchthaus in Aussicht gestellt, und den canalfreundlichen Agrariern seinen unbeugsamen Willen erklärt, den Mittellandcanal zu bauen. Mit so impulsiver Wucht hat der Kaiser auch im Januar 1896 den durch den Jameson-Einfall belästigten Boeren seine Sympathieen ausgesprochen. Gleichwohl existiert die Bismarcksche Fronde noch heute, die Socialdemokratie ist stärker, als je, die Zuchthausvorlage ist schroff abgelehnt worden, ohne dass Weiterungen erfolgt wären, der Mittellandcanal ist immer noch nicht gebaut, und im Boerenkrieg hat der Kaiser England seine Sympathie geliehen.

Freilich findet die Politik des Kaisers in den internationalen Fragen nicht den gleichen organisierten Widerstand, wie im Innern, und darin liegt die schwere Gefahr, die verstärkt wird durch die listigen, zielbewussten Provocationen des Auslandes; den byzantinischen speculativen Cretinismus einer gewissen Presse und die geistige Bedeutungslosigkeit der verantwortlichen Beamten. Wenn der Kaiser den Chinesen eine Rache ankündigt, wie sie die Welt noch nicht gesehen, wenn er wünscht, dass für jeden ermordeten Deutschen eine chinesische Stadt zu bombardieren sei, wenn er den deutschen Soldaten als oberster Kriegsherr verbietet, Pardon zu geben und Gefangene zu machen, wenn er für unser Volk den Weltruhm der Hunnen heischt und zugleich die Erfolge christgläubiger Kreuzfahrer vom Himmel erleht — so sind das für den Kenner deutscher Zustände keinerlei überraschende Erscheinungen, haben doch solche Grundanschauungen — in der notwendigen formalen Modulierung — auch die innere Politik bestimmend beeinflusst. Aber in der inneren Politik hat die Rhetorik des Kaisers, diese in Contrasten stürmende dramatische Auffassung der Vorgänge niemals Anspruch auf buchstäbliche Umsetzung in Handlungen erhoben. Der Kaiser will immer nur der grosse Anreger und Ansponner sein, mag dann die Politik der verantwortlichen Regierung die nötige Abschwächung vornehmen.

Anders in der auswärtigen Politik. Hier wagt die verantwortliche Regierung nicht den ausreichenden Widerstand gegen die wörtliche Auslegung der kaiserlichen Anregungen, wie sehr immer der Salontrüggikomiker der Welt politik, Graf Bülow, seine ratlose Verlegenheit in diplomatischen Kundgebungen abschwächend stilisieren mag. Die deutsche Regierung hat weder die kriege-

rischen Racheactionen, noch die umfangreichen Truppensendungen, die das Völkerrecht und die Verfassung in die Luft sprengen, zu verhindern gewusst. Deutschland hat durch seine Chinapolitik sein europäisches Prestige schwer erschüttert, blind unübersehbare Conflictte heraufbeschworen, die wirtschaftlichen Hoffnungen, die man auf den Handelsverkehr mit China setzen durfte, für Jahre hinaus vernichtet — ganz abgesehen von den demoralisierenden Wirkungen des Hunnencults der Presse und dem Staatsstreich wider die verfassungsmässigen Rechte der Volksvertretung.

* * *

Die gewalthätige Weltmachtspolitik des Capitalismus ist bei ihrem ersten Ausflug furchtbar gestrandet. Die in Interessengegensätzen hadernden Militairstaaten haben ihre Unfähigkeit zu gemeinsamer Action bewiesen.

Der Raubkrieg in China, zu dem die Weltpolitik der gepanzerten Faust geführt hat, verschlingt Ströme von Menschenblut und opfert nutzlos die Ernte der wirtschaftlichen Völkerarbeit. An seinem Horizont droht der Weltbrand.

Bei alledem wird der Capitalismus, gleichgiltig, wie die chinesische Wirrnis ausgehen möge, um die erhofften Früchte geprellt werden. Die Sehnsucht der europäisch-americanischen Capitalisten wird sich nicht erfüllen, dass sie in China mit den billigen und willigen Arbeitskräften und den reichen unerschlossenen Schätzen des Bodens Waren producieren. Wird China der modernen Industrientwicklung erschlossen, so wird der Chinese selbst als gefährlicher Concurrent auf dem Weltmarkt erscheinen. Als hervorragend begabter Kaufmann hat er sich längst erwiesen. Dass er eine dem Japaner ähnliche Gelehrigkeit besitzt, haben die neuesten Ereignisse gezeigt. Mit behender Schnelligkeit hat er sich die Geheimnisse der europäischen Mordtechnik, wenn auch noch nicht vollkommen, angeeignet, und wir wissen, dass in den grossen Waffenfabriken, die in China bereits bestehen, nicht nur chinesische Arbeiter, sondern auch ausschliesslich chinesische Ingenieure beschäftigt werden. Der Chinese wird sich den Profit, den die industrielle Entwicklung mit sich bringt, nicht von den Fremden aus der Hand nehmen lassen. Die grauenvollen Opfer der Weltpolitik werden sich nicht bezahlt machen.

Zwar nicht in allen Ländern ist die Chinapolitik so sinnlos, wie in Deutschland. Von Anfang an behandelten Russland und die Vereinigten Staaten Americas die chinesische Frage mit ausgesuchter Behutsamkeit und Höflichkeit. Man erbittert nicht Leute, mit denen man handeln will; man misshandelt nicht Menschen, an deren Beeinflussung man interessiert ist. Gerade America und Russland haben aber auch ein besonderes Zukunftsinteresse: Entwickelt sich China industriell im modernen Sinne, so wird das dichtbevölkerte Reich, wenn nicht alles trägt, zu einem Industriartikel exportierenden und Lebensmittel importierenden Land. So hat Russland und America Anlass, ihrer überschüssigen Lebensmittelproduction den neuen grossen Markt zu gewinnen, und dieser Umstand dürfte die Beflissenheit hinlänglich erklären, mit der die beiden Staaten sich als Freunde und Retter Chinas empfehlen.

Müsste man aber selbst ganz im allgemeinen zugeben, dass die Weltpolitik in weiser Zweckmässigkeit, wenn auch mit abscheulichen Mitteln, den Notwendigkeiten der capitalistischen Entwicklung, ja dem Augenblicksinteresse einzelner oder auch der gesamten Arbeiter diene, so würde aus solchem Zu-

geständnis für die Socialdemokraten nur die Aufgabe folgen, um so eifriger und consequenter diese Politik der capitalistischen Excesse zu bekämpfen; man scheint sich hier und da noch immer nicht ganz klar darüber zu sein, dass der Socialismus nicht der Agent, sondern der Feind des Capitalismus ist, dass er ihn also unter allen Umständen und in jeder Entwicklungsform zu bekämpfen hat, wie immer er als weltgeschichtliche „Notwendigkeit“ anerkannt werden mag.

Im alten deutschen Volksbuch vom Herzog Ernst wird von einem Magnetberg erzählt, der die eisernen Teile der Schiffe unwiderstehlich anzieht, dass sie zerschellen. Schiffstrümmer, verwesende Leichname und gebleichte Knochen umkreisen den Berg des Schreckens.

Ein goldner Magnetberg — das ist die Weltpolitik des Capitalismus, die militairisches Ruhmbedürfnis und abenteuernde Romantik in Blut, Grauen und Gelächter taucht.

Aus der psychologischen Arbeit.

Von

Gert Carring.

(Leipzig.)

I. Die Aufgabe.

Das psychische Leben des Individuum, das von seinem Entstehen bis zum Tode in stetiger Abfolge verläuft, giebt sich uns als eine Einheit von zahllosen Einzelvorgängen, die nach einander, neben einander und in einander ablaufen, die späteren durch die früheren mitbestimmt, die gleichzeitig verlaufenden in wechselseitiger Beeinflussung; die einen im Vordergrund des Bewusstseins, die anderen in seinen dunklen Tiefen. Eins zieht das andere nach sich, und neue, durch Reize der „Aussenwelt“ angeregte Verläufe gehen ein in den verfließenden Strom. Und wiederum taucht ein Vorgang auf, der einem längst vergangenen ähnlich ist, zum Verwecheln ähnlich; und ein anderer bildet sich als eine Verschmelzung von zwei, drei früheren, oder als eine Faserverschlingung von einfacheren, elementaren.

Aufgabe der modernen Psychologie als exacten Wissenschaft ist, die Einzelverläufe zu beobachten, den Typus der einfachsten, der elementaren Vorgänge zu erfassen, ihre Entstehungsbedingungen und die Gesetzmässigkeit ihres Ablaufs zu untersuchen; die complexen Vorgänge zu analysieren, sie als Verknüpfungen oder Verschmelzungen elementarer Vorgänge zu erkennen, die Gesetze, nach denen die Complication erfolgte, zu finden; die Eigenart eines individuellen Seelenlebens als eines solchen zu charakterisieren, nach den Bedingungen dieser Eigenart zu suchen.

Wir stehen in den Anfängen dieser Arbeit, denn die Aufgabe ist spät erkannt. Vergangene Jahrhunderte speculierten nur über einen philosophischen Seelenbegriff, Höchstens, dass man gelegentlich „Selbstbeobachtung“ zur Beantwortung einzelner Fragen des Seelenlebens zu treiben suchte. Eine für die Kenntnis der psychischen Vorgänge und ihrer Abhängigkeitsbeziehungen fast ergebnislose Arbeit.

Seit 40 Jahren treibt man exacte Psychologie. Nach dem Vorgange der Naturwissenschaften lehrten Fechner und Wundt auch die psychischen Vorgänge im Menschen beobachten und auf ihre Bedingungen untersuchen.

Physiologisch nennt sich diese Psychologie und experimentell. Je nach der Methode, die vorzugsweise angewandt wird. Oft gehen beide Methoden zusammen.

II. Die Methoden.

1. Die physiologische Methode.

Rein physiologisch bzw. anatomisch wird da gearbeitet, wo es sich um die körperlichen Vorgänge handelt, die eine Sinneswahrnehmung bedingen. Beim Anblick eines roten Papierquadrats geht etwas vor sich im Auge und in den von ihm zur Grosshirnrinde führenden Nervensträngen. Vorgänge mechanischer, chemischer und vielleicht sonst noch zu benennender materieller Natur. Die Kenntnis dieser Vorgänge ist Voraussetzung für das Verständnis der psychischen Vorgänge, die wir Wahrnehmungen nennen. Wenn wir eine Reihe schnell aufeinander folgender Schalle, etwa 60 in der Secunde, noch als Reihe von Einzel-Schalleindrücken auffassen, während schon bei 20 in gleicher Zeit dem Auge gebotenen Lichtreizen die Einzelreize nicht mehr unterscheidbar sind, vielmehr eine kontinuierliche Lichterscheinung wahrgenommen wird, so haben wir einen wichtigen Beitrag zur Erklärung dieser Verschiedenheit der Gehörs- und der Gesichtswahrnehmung eben in der physiologischen Thatsache, dass im Gehörsapparat vornehmlich mechanische Arbeit geleistet wird, während die Vorgänge, die sich beim Lichteindruck auf der Netzhaut abspielen, als chemische anzusprechen sind, die als solche zum Vollzuge mehr Zeit brauchen. Oder, um ein Beispiel aus dem Gebiete complicierterer psychophysischer Vorgänge zu wählen: Bei Wahrnehmung von Raumverhältnissen, dann allgemein bei Raumvorstellungen, spielen die bedeutsamste Rolle die an die Augenbewegungen geknüpften Muskelempfindungen. Nie wäre die Psychologie zur Erkenntnis dieses Thatbestandes gekommen, ohne Kenntnis der den Augapfel haltenden Muskulatur. Endlich hat auch die Physiologie und Anatomie des Gehirns nicht nur psychologische Hypothesen, sondern auch wirklich Beiträge zur empirischen Erkenntnis der Abhängigkeitsbeziehungen psychischer Thatsachen geliefert.

Allerdings nur Beiträge. Die Zeit ist vorüber, wo man meinen konnte, exacte Psychologie sei eigentlich nur ein Specialgebiet der Physiologie.

Nicht deswegen, weil heute noch unsere Kenntnis des Gehirns und der nervösen Prozesse weit hinter dem zurücksteht, was der Psychologe wünschen möchte. Ueberaschende Entdeckungen sind nicht ausgeschlossen. Aber auch wenn das gesamte Nervengeflecht und die Structur des Gehirns uns offen zu Tage lägen, auch wenn die physiologischen Vorgänge uns so deutlich wären, wie etwa die Vorgänge auf dem Gebiet der anorganischen Chemie, so wäre uns damit die Einsicht in die Eigenart und die Gesetzmässigkeit des psychischen Geschehens doch noch nicht gegeben. Es sind eben die psychischen Vorgänge Geschehnisse ganz anderer Art, als die physiologischen, sie sind mit letzteren einfach unvergleichbar. Und sie verlaufen nach eigener Gesetzmässigkeit, die mit der des physiologischen Geschehens schon deshalb unvergleichbar ist, weil in ihr nicht messbare Intensität — das einzige Merkmal, das man wenigstens in Analogie zu einem Merkmal physiologischer Vorgänge setzen kann —, sondern die einzigartige Qualität des Einzelvorgangs die wichtigste Rolle spielt. Licht und Wärme kann man als Bewegungserscheinungen auffassen — für das Physiologische und das Psychische fehlt die Möglichkeit, eins auf das andere zurückzuführen. Mag der Philosoph sich ein Einheitsschema construieren, wie er will, spiritualistisch oder materialistisch — der empirisch arbeitende Psychologe weiss nur von einer Zweiheit im psychophysischen Organismus innigst mit einander verbundener, aber in sich selbständiger Reihen. Bezüglich des Verhältnisses dieser beiden Reihen zu einander aber glaubt er auf Grund ungezählter Erfahrungsthatsachen den Satz als allgemeingiltig nehmen zu dürfen: Jedem psychischen Vorgang entspricht ein physiologisches Geschehen, jeder Grosshirnrindenprocess hat psychische Begleiterscheinungen. Ein Satz, der ihm weder philosophisches Axiom noch Basis für ein speculatives System ist.

Den speculativ interessierten, mit herrlich anzuschauenden, leicht eingehenden und kräftig aufblühenden Philosophemen genährten Laien mag dieser Satz des psychophysischen Parallelismus ein mageres Fündlein erscheinen. Für den Psychologen ist er ein regulatives Princip, ein die Forschung leitender Gedanke von grosser Fruchtbarkeit. So, wie schon angedeutet, auf den durch physiologische Arbeit aufzuhellenden Gebieten. Ueberall da, wo auf der physiologischen Seite ein Zusammenhang klar ist, während von den entsprechenden psychischen Processen etwa nur die Anfangs- und Endpunkte deutlich sind, lassen die physiologischen Mittelglieder auf die psychischen Mittelglieder mit Wahrscheinlichkeit schliessen, womit dann der näheren Untersuchung die Wege gewiesen sind. Grösser aber noch ist die Bedeutung dieses Leitsatzes für

2. das psychophysische Experiment.

Suchte die physiologische Methode durch Aufhellung der physischen Seite des Mensch genannten psychophysischen Organismus Licht zu gewinnen für die psychische Seite, werden wir hernach von Methoden zu sprechen haben, die ausschliesslich auf der psychischen Seite arbeiten, so haben wir im psychophysischen Experiment exacte Untersuchungen des Gebietes, wo die Wechselwirkung zwischen physischem und psychischem Leben auf beiden Seiten verhältnismässig einfach und deutlich zu Tage tritt.

So vor allem auf dem Gebiete der Empfindungen und dem der Ausdrucksbewegungen.

Hält man an einem geeigneten Apparate ein Gewicht von 1 kg in der Schwebe, so hat man eine Druckempfindung. Werden dem Gewicht 10 g zugelegt, so bleibt die Druckempfindung doch die gleiche. Werden dagegen 50 g zugelegt, so merkt man deutlich den Unterschied. Rückläufige Abstufungen zeigen, dass es etwa die Differenz zwischen 1000 und 1025 g ist, bei der eine Empfindungsdifferenz wahrgenommen wird. Dass aber ein Gewicht von 10 g nicht um 25 g vermehrt zu werden braucht, sondern dass da schon ein bei weitem geringerer Gewichtszuwachs genügt, eine Differenz der Empfindungen hervorzurufen, setzen wir ohne weiteres richtig voraus. Experimente haben zu erweisen, wie sich thatsächlich die Unterschiedsempfindlichkeiten zur Scala der „objectiven“ Reize verhalten. Die Versuche wurden zuerst von E. H. Weber angestellt und liessen das einfache psychophysische Gesetz erkennen: die Stärke des Reizes muss in dem geometrischen Verhältnis ansteigen, wenn die Stärke der wahrgenommenen Empfindungen in einem arithmetischen zunehmen soll.

Das ist ein einfachstes Beispiel psychophysischen Experimentierens. Nun ist mit jenem Weberschen Gesetz die Frage nach dem Verhältnis von Empfindungen zu Reizen natürlich noch nicht voll beantwortet, ganz abgesehen davon, dass es nicht für alle Sinnesgebiete Giltigkeit hat. Immer neue Probleme bezüglich der Intensität und Dauer, auch der Qualitätsunterschiede der Empfindungen, thaten sich auf und heischten experimentelle Untersuchung; Zeitmessungen einfachster Reactionen, willkürlicher Bewegungen nach Apperception eines Sinnenreizes, folgten, — sagte Fechner scherzend zu Wundt, als dieser 1879 in Leipzig das erste Laboratorium für experimentelle Psychologie einrichtete: „Wenn Sie die Sache so im grossen betreiben wollen, dann werden Sie in ein paar Jahren mit der ganzen Psychophysik fertig sein“¹⁾, so wissen die Arbeiter in den ca. 40 jetzt existierenden psychologischen Instituten, dass die Psychophysik noch immer sehr weit davon entfernt ist, „fertig“ zu werden. Aber das Bewusstsein haben sie allerdings, dass die Sache vorwärts geht, dass die Forschung, wenn auch langsam, so doch mit um so grösserer Sicherheit fortschreitet, als, unabhängig von wechselnder Philosophie und sonstigen theoretischen Meinungen, die von vielen nach verschiedenen Methoden gleich

¹⁾ Lasswitz: G. Th. Fechner. Stuttgart, 1896; pag. 90.

festgestellten Thatsachen einen festen Bestand bilden, dem sich jeweilig neue Ergebnisse leicht angliedern lassen. —

Die besprochene experimentelle Untersuchung der Empfindung ging von den zahlenmässig bestimmten äusseren Reizen bzw. den durch sie hervorgerufenen nervösen Vorgängen als dem Gegebenen aus und fragte nach den correspondierenden psychischen Vorgängen (den Empfindungen). Den entgegengesetzten Gang gehen diejenigen Untersuchungen des psychophysischen Organismus, in denen es sich um die physischen Begleiterscheinungen psychischer Vorgänge, wie der Gefühle und Affecte, handelt. Mosso und Alfred Lehmann können hier als die Bahnbrecher gelten.

Ein mässiges Lustgefühl ist von Erhöhung der Pulsschläge, also Umfangsvergrößerung der Herzcontractionen begleitet, die Respiration wird vertieft, die Blutgefässe der an der Oberfläche des Körpers gelegenen Organe erweitern sich, die willkürliche Muskelaction erfährt eine Steigerung. Unlustgefühle sind von andern, nur zum Teil entgegengesetzten, Innervationsänderungen begleitet. Wieder anders sind die entsprechenden körperlichen Correlate bei Affecten, wie Schreck, Zorn u. s. w. Mit geeigneten Apparaten (Pneumato-, Sphygmometer, Plethysmograph, Dynamometer oder Ergograph) vermag man diese physischen Begleiterscheinungen an der Versuchsperson, die planmässig in die in Frage stehende Gefühlslage versetzt wird, zu studieren. Das Resultat lässt Rückschlüsse zu auf den Verlauf, die Qualitätsverwandtschaft, die Complicationen der Gefühle, weist die Wege zur Untersuchung der Rückwirkung der Ausdrucksbewegungen auf die Steigerung bzw. Abschwächung der Affecte, fördert die Analyse der Willensvorgänge u. s. w.

So weit nun aber auch die Grenzen des Gebietes, auf denen das psychophysische Experiment fruchtbar arbeiten kann, zu ziehen sind — den meisten sogenannten höheren psychischen Vorgängen gegenüber versagt es. Deswegen, weil hier der physiologische Correlatvorgang nicht hervortritt. Denken wir an Vorgänge, wie wir sie als Erinnerungsvorstellungen bezeichnen, oder an die Associationen, so leuchtet ohne weiteres ein, dass das psychophysische Experiment im eigentlichen Sinne hier nicht möglich ist. Wir können weder durch einen abgemessenen Gehirnreiz ein Erinnerungsbild hervorrufen, noch bei verlaufender Association den correspondierenden Gehirnvorgang wahrnehmen, geschweige denn messen, oder sonst mathematisch bestimmen. Wohl verdanken wir der Physiologie, vor allem der Gehirnpathologie, auch hier wertvolle Lichtblicke, und reich sind die psychologisch interessierten Physiologen an Theorien über Associations-Bahnen und -Centren. Aber das psychophysische Experiment findet hier keinen Ausgangspunct.

Wohl aber Experimente anderer Methoden, experimentelle Untersuchungen, die wir im Unterschied von dem psychophysischen bezeichnen können als

3. das (rein) psychologische Experiment.

Vom Gedächtnis hatte man früher ein paar allgemeine Sätze wie: „wer schnell lernt, vergisst auch schnell“, „relativ lange Vorstellungsreihen haften fester, als relativ kurze“, „der alternde Mensch vergisst das Spätestgelernte am schnellsten“ u. s. w. Dazu eine mehr oder weniger reichhaltige Sammlung von Einzelfällen auffälliger Gedächtnisleistung. Mit Hilfe dieses Materials baute man schöne Theorien über Wesen und Function des Gedächtnisses.

Ebbinghaus (1885) war der erste, der exacte Untersuchungen anstellte, um die psychischen Thatsachen, die man unter dem Namen Gedächtnis zusammenfasst, kennen zu lernen. Unter sonst constanten Bedingungen lernte er lange Reihen sinnloser Silben verschiedener Gruppierung auswendig und beobachtete dann, nach welcher Zeit er die Reihen noch zu reproducieren vermochte, bzw. welche Zeiten notwendig waren, teil-

weise oder ganz vergessene Reihen nach verschiedenen Zeiträumen wieder zu lernen. So untersuchten er und seine Nachfolger im Experiment die Factoren, die in einfachsten Verhältnissen die Reproductionsmöglichkeit bedingen. —

Dass im ziellosen Denken eine Vorstellung eine andere, mit der zusammen sie oft im Bewusstsein war, oder deren Gegenstand mit dem der ersten erfahrungsmässig im engen Zusammenhang steht, oft und leicht nach sich zieht, wusste man schon lange. Und es ist schon lange her, dass psychologisch interessierte Philosophen auf Grund Aristotelischer Begriffszergliederung und nicht ohne Berücksichtigung gelegentlicher auffälliger Associationen durchaus plausibel klingende Associationsgesetze aufstellen zu dürfen meinten. Dennoch konnte Scripture, als er 1890 über seine experimentellen Arbeiten: Ueber den associativen Verlauf der Vorstellungen²⁾ referierte, in den Vorbemerkungen mit Recht bemerken: „Die (bisherigen) Discussionen über die Vorstellungsassociation gleichen annähernd einem Streit, den zwei Reisende über das Hochgebirge führen, die dabei ihre Sachkenntnis auf eine Eisenbahnfahrt durch die Schweiz stützen“.

Um endlich noch ein drittes Beispiel für experimentelle Erforschung complicierterer psychischer Vorgänge zu nennen, erinnern wir an die hierher gehörigen Untersuchungen über das ästhetische Urteil. Es giebt unglaublich viel philosophierende Aesthetiker. Aber für die Erkenntnis der psychischen Vorgänge, die das ästhetische Urteil bedingen, ist bei ihnen nicht viel zu holen. Sie treiben, wie Fechner sagt, „Aesthetik von oben“. So ist zum wenigsten als Vorschule der Aesthetik eine „Aesthetik von unten“ nötig; experimentelle Erhebungen z. B. darüber, welche einfachsten Linienverhältnisse ästhetisches Lustgefühl erwecken; Beobachtung des in jedem ästhetischen Eindruck mitwirkenden associativen Factors u. s. w.

Untersuchungen dieser Art sind es, die wir im Unterschied von den psychophysischen rein psychologisch experimentelle nennen. Zwar sind natürlich auch Gedächtnisreproductionen, Associationsvorgänge, ästhetische Eindrücke und Urteile psychophysische Vorgänge. Zudem werden die zur Untersuchung stehenden Vorstellungen und Gefühle durch Sinnesreize (Wortbilder, Linien etc.) angeregt, die der Versuchsperson durch den Experimentator geboten werden. Aber diese Reizungsvorgänge — die für sich nach psychophysischer Methode bearbeitet werden könnten — bleiben hier ausser Betracht. Der Vorgang, der beobachtet werden soll, setzt z. B. bei den Associationsversuchen erst mit dem Zeitpunkt ein, wo die durch die Sinnesreize angeregte Vorstellung da ist, und die Bedeutung, die diese Vorstellung für das spätere psychische Geschehen gewinnt, ist es was zur Untersuchung steht. Die physische Seite dieser Folgevorgänge aber muss notgedrungen ausser Betracht bleiben, weil uns die Hirnanatomie in Stich lässt. Deshalb sprechen wir von rein psychologischen Experimenten und bezeichnen als Aufgabe derselben die Auffindung der im psychischen Geschehen „höheren“ Grades waltenden Gesetzmässigkeit.

Der summarische Ueberblick und die kurzen Einzelandeutungen werden einen Eindruck gegeben haben von dem Reichtum der der modernen Psychologie zur Bearbeitung stehenden Thatsachengebiete. Und doch wird auch dem Laien der Gedanke kaum ausgeblieben sein, dass zu den höchsten psychischen Complicationen und Zusammenhängen all die beschrittenen Wege doch noch nicht führen. Und tatsächlich werden wir in vielen Fällen noch lange vergeblich nach Angriffspuncten für experimentelle Arbeit suchen. Manches wird sich uns „Experimentellen“ wohl überhaupt entziehen.

So ist es um so erfreulicher, dass sich neuerdings eine neue Forschungsweise ausbildet, die jetzt schon in vielen Fällen ergänzend eintritt, wo die besprochenen Methoden versagen.

²⁾ Philosophische Studien VII.

4. Die Nutzbarmachung der psychopathologischen Thatsachen für die Psychologie des Normalen.

Bei vielen Geisteskranken oder sonst psychisch irgendwie Abnormen ist nur ein Typus der psychischen Vorgänge gestört, nur die Disposition zu einer Art von psychischen Erlebnissen anormal entwickelt. Es ist etwa die Disposition für Angstgefühle abnorm gesteigert oder die Fähigkeit, die Aufmerksamkeit zu concentrieren, geschwunden oder die Fähigkeit zu gedächtnismässigen Reproduktionen stark herabgesetzt. Ueberall nun, wo der eine oder der andere solcher begrenzter Teile des psychischen Lebens geschwunden oder stark alteriert ist, werden auch all die höheren und höchsten psychischen Complexe, in die normaliter jene „Grundvorgänge“ mit eingehen, ein verändertes Bild zeigen. Diese Erscheinung hat nun oft überhaupt erst zu der Erkenntnis geführt, dass jener, im pathologischen Falle gestörte Factor eine Componente des complicierten psychischen Gebildes war. Und Vergleiche zwischen mehr oder weniger entwickelten Fällen lassen dann oft erkennen, welche Bedeutung jenem Factor im complexen Gebilde zukommt.

Verwickelter liegen die Verhältnisse natürlich dann, wenn gleichzeitig mehrere Componenten des Seelenlebens gestört sind. Aber auch dann noch ist in vielen Fällen der Sachverhalt durchsichtig genug, um auf die psychischen Abhängigkeitsbeziehungen schliessen zu lassen.

So sind denn tatsächlich von jeher in der modernen Psychologie auch auffällige pathologische Fälle in diesem Sinne ausgenutzt. Die blinde und taubstumme Laura Bridgman kehrt in unzähligen sinnespsychologischen Untersuchungen wieder. Andere berühmte Fälle, wie der Grasheysche Aphasiefall, oder bekannte Hallucinationen sind in ihrer Bedeutung für den Mechanismus des Sprechens bzw. für die Psychologie der Wahrnehmung von Psychologen häufig discutirt. Man erkannte in solchen Fällen, wegen ihrer Aehnlichkeit mit den Versuchen des Experimentators, der die Bedingungen des Zustandekommens eines psychischen Vorgangs planmässig variiert, mit Recht „Experimente der Natur“.

War trotzdem die Verwertung der pathologischen Thatsachen für die Psychologie bis jetzt nur eine gelegentliche und dürftige, so wird man die Erklärung dafür darin zu suchen haben, dass „die Pathologen zu wenig Psychologen und die Psychologen zu wenig Pathologen waren“. Es ist immer heikel, aus einem Gebiete, auf dem man nicht Fachmann ist, Thatbestände herüber zu holen zur Erklärung der eigenen Probleme. Zu leicht wird da, wo die eingehende Kenntnis einer grösseren Zahl vergleichbarer Fälle fehlt, einseitig aufgefasst, und in unerlaubter Weise verallgemeinert.

So ist verhältnismässig spät der Versuch gemacht, eine umfassende Darstellung der Bedeutung, welche die Psychopathologie für die Psychologie hat, zu geben, die bedeutendsten Ergebnisse psychopathologischer Methode auf den verschiedenen Gebieten der Psychologie im Zusammenhange darzustellen. Er liegt vor in dem vor kurzem erschienenen Buch des Psychiaters und Privatdocenten der Philosophie an der Universität Leipzig G. Störring³⁾.

Es handelt sich uns hier um die Methode, nicht um die Fülle der Anwendung. Um die Verfahrungsweise klarer zu stellen, als es mit ein paar allgemeinen Sätzen geschehen kann, entnehmen wir der genannten Arbeit ein Beispiel der Analyse complexer psychischer Thatsachen.

Das Selbstbewusstsein des Individuums, sein Persönlichkeitsbewusstsein oder seine Ich-Vorstellung, ist eine äusserst complexe Grösse. Für ihre Analyse leisten physiologische Methoden nichts; experimentelle kommen ebenso wenig an das Problem heran. So hat man sich damit begnügen müssen, auf Grund der nur in beschränktem Masse möglichen

³⁾ Gustav Störring: Vorlesungen über Psychopathologie in ihrer Bedeutung für die normale Psychologie mit Einschluss der psychologischen Grundlagen der Erkenntnistheorie, Leipzig, 1900.

Beobachtung der Entstehung der Ich-Vorstellung beim Kinde und, zum grösseren Teil, auf Grund theoretischer Ueberlegungen mehr oder weniger gewagte Aufstellungen zu machen. Die psychopathologische Methode nun lässt die bedeutsamsten Componenten des Selbstbewusstseins deutlich werden, indem sie beobachtet, bei welchen primären psychophysischen Veränderungen das Ich-Bewusstsein beeinträchtigt, bezw. aufgehoben wird. Vier differente Ursachen lassen sich erkennen; in den entsprechenden normalen Functionen werden wir die Componenten, oder doch wenigstens die wichtigste der Componenten der Ich-Vorstellung zu erblicken haben.

Bei veränderten Organempfindungen, wie sie z. B. in hysterischen und epileptischen Dämmerzuständen Regel sind, aber auch infolge äusserer Verletzungen vorkommen, erscheint der Kranke sich als eine andere Person, wie früher. Ein Patient mit erworbener Anästhesie der Haut meinte, er selbst sei längst tot, was jetzt noch so aussehe, wie er, sei thatsächlich eine schlechte Maschine, die ihn vorstellen solle. Aus den häufigen Fällen der Art ist zu schliessen, dass die Organempfindungen eine erste Componente des Persönlichkeitsbewusstseins sind. Weiter zeigen die pathologischen Fälle, dass die Wahrnehmung vorhandener Apathie gegenüber Erlebnissen und vor allem der Aufhebung des Activitätsgefühls Kranke bewegt, ihr Ich als verändert aufzufassen. So sind also die Activitätsgefühle als eine andere Componente des Ich-Bewusstseins anzusprechen. Und sie spielen eine um so bedeutendere Rolle, als gerade in den von Activitätsgefühlen begleiteten Entschlüssen dem Individuum sich die Selbstständigkeit seines geistigen Ich gegenüber der körperlichen Welt und anderen Geistern; und in den von Activitätsgefühlen begleiteten Handlungen sich Selbstauffassung als eines einheitlichen leiblich-geistigen Wesens aufdrängt. Drittens ist aus Fällen von Hypochondrie und alterierenden Bewusstseinszuständen das Bewusstsein der Fähigkeit zu Wahrnehmungen und Erinnerungen, allgemeiner zu actuellen psychischen Functionen als Componente des Selbstbewusstseins erschlossen und als letzte endlich, wiederum aus alterierenden Bewusstseinszuständen, die Auffassung des jedesmal gegenwärtigen Ich-Zustandes als eines letzten Gliedes einer ununterbrochenen zeitlich auf einander folgenden Kette von Vorgängen. Zu ähnlichen Resultaten konnten theoretische Ueberlegungen auch führen. Aber abgesehen davon, dass sie z. B. die Bedeutung der Organempfindungen nicht so hoch einschätzen konnten, wie es zu thun die Pathologie lehrt —, all solche theoretischen Ueberlegungen stehen unter dem Urteil: kann sein ... vielleicht ist's aber auch anders. Hier sieht man, wie's ist.

Nicht, als ob damit der hypothetische Charakter mancher Einzelaufstellung verdeckt werden sollte. Viele Thatbestände lassen zunächst nur Wahrscheinlichkeitsurteile zu und bedürfen weiterer Untersuchung; in vielen Zusammenhängen werden neue Thatsachen vielleicht zu anderer Auffassung nötigen. Aber die Methode ist gut. Sie klärt Probleme und gewinnt Resultate, sie bildet auch Pathologen zu psychologischen Forschern, sie zieht ab von der Speculation und fordert Empirie. —

Werfen wir einen kurzen Rückblick. Die moderne Psychologie arbeitet nach sehr verschiedenen Methoden, die bestimmt sind, einander in die Hände zu arbeiten. Selten wird ein psychischer Thatbestand nach nur einer Methode geklärt werden, nie ein solcher höherer Complication. In die zu höchst complicierten Zusammenhänge gewinnen wir mit den bisher ausgebildeten Methoden nur einzelne Lichtblicke.

Ein psychologisches System werden wir also in absehbarer Zeit nicht gewinnen. Wir brauchen es auch nicht. Dem Wissensdrang ist schon so ein überreiches Feld der Betätigung offen und für praktische Zwecke, z. B. die Pädagogik, ist die Feststellung dessen, was ist, wichtiger, als Gedankenschemata. Thatsächlich hat man noch nie den Reichtum des Lebens ohne Schaden in ein System gezwängt.

Lehren der Pariser Weltausstellung.

Von

Heinrich Lux.

(Berlin.)

Ausstellungen, die die Gewerbe und Industrien aller Nationen vorführen sollen, haben in der Gegenwart erheblich an Bedeutung verloren. Im Jahre 1798, als das Directorium die erste Pariser Ausstellung veranstaltet hatte, war der Versuch, die Leistungen des neu entstehenden Industrialismus in einer Collectivausstellung zusammenzufassen, ein genialer Gedanke; und das ganze Jahrhundert hindurch leisteten die Ausstellungen, wenn es gestattet ist, verschiedenwertige Dinge mit einander zu vergleichen, etwas Analoges, als was Jahrmärkte und Messen bei dem zunftmässigen Stande des Handwerkes im Mittelalter und bis in die Zeit des beginnenden Industrialismus hinein geleistet hatten. Noch im Jahre 1869 war die Weltausstellung auf dem Marsfelde, auf der die einzelnen Völker ihre Leistungen unter einander vergleichen konnten, eine That, und sie war bis zu einem gewissen Grade das einzige Mittel, die Nationen nach dem jeweiligen Stande ihres Gewerbestrebens zu werten. Die grossen Industrien befanden sich damals trotz sehr beachtenswerter Einzelleistungen doch noch im ersten Werdestadium; bestimmte Industrien, wie die grosse chemische Industrie, die Starkstromtechnik, wiesen erst die schüchternen Ansätze ihrer späteren Machtentfaltung auf; noch beherrschten die einzelnen Erfindungen, Entdeckungen und zufälligen Erfahrungen, nicht aber das fest ineinander gefügte, geschlossene System wissenschaftlicher Erkenntnis und technischer Allgemeinbildung den ganzen Productionsprocess. Ausserdem aber war es bei dem damals noch bescheideneren Stande der gesamten Industrien noch räumlich möglich, alles bedeutsame Neue aus aller Welt auf einen Punct zu concentriren, so dass die Ausstellung wirklich noch den thatsächlichen Stand der industriellen Entwicklung zu umschreiben im Stande war und dass sie damit auch selbst wieder Anregungen geben und in technischer Hinsicht fördernd wirken konnte. Mit der Wiener Weltausstellung vom Jahre 1873 aber war bereits der Höhepunct in der Bedeutung der Ausstellungen überschritten. Bedurfte es vor 30 Jahren noch des relativ primitiven Mittels der Nebeneinanderstellung, um gewerbliche Leistungen mit einander zu vergleichen, so sprengte in der Zwischenzeit die sich auf allen Gebieten mächtig entfaltende Industrie doch selbst diese beengende Schale: das Expansionsbestreben, das jeder grossen Industrie eigen ist, fördert gebieterisch eine ausgiebige Vervollkommnung der Verkehrsmittel im weiteren Sinne; hierdurch gefördert und direct bedingt durch die Bedürfnisse der grossen Industrie macht die arcanistische Geheimniskrämerei in den Fachwissenschaften einem allgemeinen Wissens- und Erfahrungsaustausche unter den Fachgenossen Platz, und je mehr durch die Verkehrsmittel die Nationalitätengrenzen verwischt werden, desto mehr flutet auch, soweit nicht der Chauvinismus einen Riegel vorschiebt, ein nivellierendes Gemeinwissen über die verschiedenfarbigen Grenzpfähle. In Wettstreit mit einander treten nun nicht mehr die im Halbdunkel des Wissens erworbenen, mehr handwerksmässigen Erfahrungen der einzelnen Völker, sondern lediglich die grossen Mittel der Nationen, die auf dem Volkscharakter, auf der allgemeinen Volksbildung, auf den natürlichen Reichtümern der Länder — Kohle, Eisen, Wasserkraft etc. —

auf dem Grade der capitalistischen Entwicklung basiert sind. Die Vergleichs-scala aber ist hier der Weltmarkt, wie er durch die modernen Verkehrsmittel erst geworden ist, sind aber nicht mehr die Weltausstellungen, bei denen mehr die Laune, der Zufall, die momentanen politischen Verhältnisse, die jeweilige Entfernung vom Ausstellungsorte, der Wert, der im Inlande den Ausstellungen beigemessen wird, die Nationalitäten graduiert. Der Fachmann kann heute der Ausstellungen, vor allem der allgemeinen Ausstellungen vollständig entrathen, denn er erfährt auf anderem Wege weit prompter, weit zuverlässiger, weit eindringlicher, was die Concurrenz zu leisten im stande ist; um aber dem Laien ein Bild von der Entwicklung und von den Leistungen der Industrie zu geben, ist das Mittel der allgemeinen Ausstellungen vollständig verfehlt. Ein lehrreiches Beispiel hierfür ist gerade die Pariser Ausstellung. Sie hatte sich die Aufgabe gesetzt, dem Beschauer nicht bloss die fertigen Endproducte der Industrien und der Gewerbe, sondern ihren ganzen Werdegang vom Roh-product an vorzuführen. An beiden Stellen ist sie gescheitert. Da die Leistungen der Technik auch Attraktionen sein müssen, da sonst das grosse Publicum, das nicht studieren, sondern sich unterhalten will, die Ausstellung nicht besuchen würde, so rückten natürlich die Blinder in den Vordergrund. Das Absonderliche, das die Schaulust Provocierende trat an die Stelle der wirklichen Tagesleistungen der Industrie. Mehr oder minder ist das natürlich auch bei früheren Ausstellungen der Fall gewesen, für die Pariser Ausstellung ist es aber geradezu charakteristisch. Die Ausstellungen der grossen Schneider drängten die Locomotiven, die anderen Mittel des modernen Verkehrs vom eigentlichen Ausstellungsfelde weg, weit hinaus nach Vincennes. Von wo aus man auch die Ausstellung betreten mag, muss man zunächst durch das Gewirr von Tingtangeln, von Coulißen und Weltpanoramen sich durchwinden, ehe man zum eigentlichen Betrachten kommt. Und wären die Riesendampfmaschinen und Dynamos nicht dazu berufen, Licht und Kraft für das ganze Ausstellungsgebiet zu geben, so wären auch sie nichts anderes, als Attrappen grossen Stiles, wie es die Riesendynamo der Allgemeinen Electricitäts-Gesellschaft ist, die von einem Elektromotor angetrieben wird, damit sie sich dreht und der Besucher die Fiction einer arbeitsleistenden Dynamo in gigantischen Dimensionen hat.

Noch schlimmer aber ist es um die Darstellung der Arbeitsprocesse der Industrien und Gewerbe bestellt. Nicht auf einem einzigen Gebiet der Technik ist es gelungen, die Entwicklung vom Rohstoff bis zum fertigen Endproduct wirklich so vorzuführen, wie sie sich in der Industrie thatsächlich vollzieht. Dieses Programm müsste aber auch scheitern, wenn man nicht alle die grossen Industriezentren des Continents nach dem Marsfeld hinaus verlegen wollte, um dann das Publicum von Fabriksaal zu Fabriksaal zu hetzen. Geblieben ist nur ein Zwitterding als Ergebnis der beiden sich beinahe ausschliessenden Programme. Der, wenn man so will, pädagogische Wert der Ausstellung ist demnach fast gleich null.

Kommt man auf diese Weise zu einer nichts weniger als günstigen Beurtheilung der allgemeinen Bedeutung der Pariser Weltausstellung, so hiesse es doch, das Kind mit dem Bade ausschütten, wenn man nicht zugleich zugeben wollte, dass sie in ihrer Gesamtheit von überwältigender Grossartigkeit ist und dass sie in manchen Einzelheiten das lebhafteste Interesse der Fachwelt und des Laienpublicums herausfordert.

Zwei Momente sind es in Sonderheit, die der Pariser Weltausstellung ihren charakteristischen Stempel aufdrücken. Einmal ihre Anlage als solche mit ihrer unvergleichlichen Bildwirkung und dann die herrschende Stellung, die in ihr die Ingenieurkunst einnimmt. Auch das Kunstgewerbe tritt auf der diesjährigen Ausstellung zum ersten Mal als selbständiger Factor in Erscheinung, und es ist vielleicht gerade dieses Gebiet, auf dem ein vollständiges Gelingen der Pariser Ausstellung zu verzeichnen ist.

Was die allgemeine Anlage der Ausstellung anbelangt, so lässt sich diese nicht ohne die gleichzeitige Würdigung der baulichen Leistungen der Ingenieurkunst besprechen. Dies tritt schon dadurch hervor, dass noch immer der Eiffelturm von 1889 die ganze Anlage beherrscht. Im Sinne der hausbackenen Wertschätzung absolut zwecklos, erfüllte er damals die höhere Aufgabe, der Welt in einem bestechenden Beispiele zu zeigen, bis zu welcher Vollendung es die neuzeitliche Technik in der Beherrschung des Eisens gebracht hat, das bisher — den altüberkommenen Baumaterialien gegenüber — nur der grössern Festigkeit wegen zur Anwendung gekommen war, mit dem man aber noch nicht einmal den Versuch gemacht hatte, es als selbständiges Material architektonisch zu verwerten. Es ist nicht zweifelhaft, dass in diesem eigenartigen Bauwerke die Grundlinien einer neuen Architektur gegeben sind, dass somit der Eiffelturm als Anfangsglied einer neuen Entwicklungsperiode dasteht, die sich im wesentlichen auf der alleinigen Verwendung des Eisens aufbaut.

Das Gleiche gilt, wenn auch nicht so markant in die Augen springend, von dem Gesamtaufbau der diesjährigen Ausstellung. Die graciöse Leichtigkeit der Riesenbauten auf dem Ausstellungsfelde, die kühn gespannten Brücken über die Seine, die Verlegung ganzer Strassen mit ihrem starken Verkehr, wie des Quai de Billy, der Avenue de Jéna, über oder unter das Niveau der Ausstellung, das alles ist auf der vollkommenen Beherrschung des Eisens basiert, wie wir sie eigentlich erst in den letzten 20 Jahren gelernt haben. Wer einen anschaulichen Begriff davon erhalten will, wie sehr die Eisenconstruction die ganze Ausstellung beherrscht, der besteige den Eiffelturm oder der werfe von Zeit zu Zeit einen Blick von den Ausstellungsgegenständen auf die Hallen, wo Eisen und Glas in geradezu genialer Weise zur Anwendung gekommen sind. Von unten und aussen betrachtet, merkt man dies den Ausstellungsgebäuden allerdings nicht an, so gesehen machen sie, trotz der überreichlichen Verwendung von Stuck, den Eindruck massiver Gebäulichkeiten, denn leider haben die Architekten der diesjährigen Ausstellung nicht den Versuch gemacht, mit dem modernen Baumaterial allein ästhetisch befriedigende Wirkungen zu erzielen und haben wieder zu der bequemen Maske gegriffen, um so in den alten, ihnen geläufigen Wegen Wirkungen zu erzielen. Wenn dies auch bedauerlich ist, so gebührt den erzielten Wirkungen nichtsdestoweniger uneingeschränkte Bewunderung.

Decorativ aufgefasst ist die Pariser Weltausstellung eine Meisterleistung allerersten Ranges. Das ist etwas, was den Franzosen, speciell den Parisern so leicht niemand nachmacht. Im Kleinen und im Grossen ist es zu erkennen, wie leichten Herzens ungeheure Summen dafür aufgewandt worden sind, um dem Gesamteindrucke an keiner Stelle Abbruch zu thun. Paris wollte eben seinen Gästen zeigen, dass es die einzige Stadt der Welt sei, die wirklich und vornehm zu repräsentieren versteht, und die nicht kleinlich spart, wenn sie

fremde Gäste empfangen will. Der Blick von der Höhe des Trocadéro über die Jenabrücke hinweg, durch die Pfeiler des Eiffelturmes hindurch ist von einer unvergleichlichen Grossartigkeit. Von Kleinlichkeiten abgesehen und nur die grossen Linien und die harmonische Gliederung im Auge behalten, ergibt das Ganze ein Bild, das sich unauslöschlich der Erinnerung einprägt. Und dieses Bild nun erst im Zauberglanze der feenhaften Abendbeleuchtung! Die Architekturen fliessen in Linien flimmernder Lichter; in den Bäumen wiegen sich zart getönte rothe Lampions, in schlanker Doppellinie, aus lauter leuchtenden Punkten zusammengesetzt, reckt sich der Eiffelturm in den Nachthimmel empor; aus dem Elektrizitätspalast brechen Fluten von Licht hervor, die dem Filigran der Architektur zauberisches Leben verleihen, und dann spielen die farben-durchgluteten Wasser des Château d'Eau! Wasser, Bewegung, Farben, Licht, zusammengewoben in eine einzige melodische Symphonie, in der sich alle Architektur in Farben auflöst, neue und feenhafte Farbenaccorde klingen aus den nächtlichen Tiefen, herausgeholt durch das Zusammenweben leuchtender Nebel, fein zusammengestimmter Lichtfluten, blau, orange, rot und weiss in einander gemischt, durch einander leuchtend, impressionistisch neben einander gesetzt, ein schillernder leuchtender Farbentanz in der Tiefe des Marsfeldes, der jede Starrheit der Linien vergessen macht.

Dabei ist das Marsfeld nur ein Teil der Gesamtausstellung; anders wieder wirkt das Bild, wenn man von den Champs-Élysées die Ausstellung betrifft. Die monumentale Eingangspforte, deren Architektur man freilich erst versteht, wenn man sie am Abend in ihrem saphirblauen Lichtglanze gesehen hat, dem durch eingestreute grüne Lichtpunkte eine flimmernde Wirkung ähnlicher Art erteilt wird, wie der Maler die blaue Luft seiner Bilder durch eingestreute rote und grüne Farbenflecken flimmern macht, nimmt mit ihrer lebensheiteren figürlichen Bekrönung sofort gefangen; und einen Blick auf die Seine gerichtet, auf der sich bewegtes Leben abspielt, durchschreitet man die reizvollen gärtnerischen Anlagen, um auf dem Platz vor der Alexanderbrücke stehend ein neues und fesselndes Bild zu empfangen. Rechts und links erheben sich die Palais der schönen Künste, die, in Zukunft dem Stadtbilde von Paris eingefügt, den Champs-Élysées einen neuen wirkungsvollen Reiz verleihen werden, während geradewegs die Alexanderbrücke sich in ihrer grossartigen Pracht öffnet, um über sie hinweg den Blick auf die Esplanade des Invalides zu lenken, auf denen sich pittoresk ein riesiges, zweiflügliges Gebäude erhebt, wieder nur aus Eisen, Glas und Gips gebaut, hinten überragt von der einzig schönen, goldenen Kuppel des Invalidendomes.

Und dann besteigt man einen der flinken Seinedampfer und fährt mit ihm durch die zahlreichen Brücken, die zum Teil erst der Ausstellung ihr Dasein verdanken, stromab nach der Jenabrücke. In den Wellen des Flusses spiegeln sich auf der einen Seite die interessanten Bauten von Alt-Paris, die Glashallen der Gartenbauausstellung, auf der anderen Seite die pompösen Gebäude der Völkerstrasse; und dazwischen dieser Strom selbst, ohne den Paris nicht denkbar wäre, der die ewige Stadt von Russ und Rauch frei hält, weil er es ermöglicht hat, dass die Industrie sich weit draussen, fern von der Stadt und doch in ihrem Bannkreise ansiedeln konnte! Im Hintergrunde dieses glänzenden Bildes erhebt sich stolz der Trocadéro und rechts davon der Mont Valérien, und inmitten dieser Ausstellungspracht zieht die sonnedurchleuchtete Seine hinein, selbst

wie ein Schmuckstück der Ausstellung, eingefasst von köstlichen Bauten. Auch dieses Bild ist von berauscher Schönheit. Und gerade dass den Bauwerken an beiden Ufern der Seine, von denen jedes in seiner Eigenart bedeutend oder doch zum mindesten interessant ist, nur Eintagsdauer beschieden ist, und dass sie fast ebenso rasch wieder vom Erdboden verschwinden werden, wie sie entstanden sind, wirft ein bedeutsames Schlaglicht auf die Leistungen der Ingenieurkunst.

Es gibt keinen Punct in der ganzen Ausstellung, von dem aus man die ganze eine Million Quadratmeter in Anspruch nehmende Ausstellungsfläche übersehen kann — abgesehen von der Höhe des Eiffelturms herab — und doch macht das Ganze einen einheitlichen geschlossenen Eindruck. Besteigt man aber den Eiffelturm, oder fährt man auch nur mit der Stufenbahn vom Marsfelde nach der Esplanade des Invalides, so sieht man, dass die Ausstellung sebst noch eine ganze Stadt in sich schliesst, eine Stadt, die etwa die Einwohnerschaft von Rostock in sich aufnehmen könnte. Eingekeilt in die Ausstellungsbauten ist dieser Stadtteil von Paris wohl, aber doch nicht abgeschnitten von dem Riesenverkehr der Weltstadt. Das Leben von Paris flutet ruhig weiter, wie wenn keine Schranken die Ausstellung umgäben, und der Verkehr auf den Seinequais, auf den Strassen, die nach Passy oder St. Cloud hinführen, spielt sich ab, wie wenn gar keine Ausstellung vorhanden wäre.

Noch ehe man im stande ist, die Einzelheiten der Ausstellung zu würdigen, nimmt die äusserliche Repräsentation der Ausstellung gefangen, und wie absprechend sich auch die verschiedensten Beurteiler über das von der Ausstellung selbst Gebotene ausgesprochen haben, der Anlage der Ausstellung, der imponierenden Grossartigkeit und Einheitlichkeit derselben haben sie doch alle uneingeschränkte Bewunderung zollen müssen. Hier haben die Ingenieure und die Architekten in einem glänzenden Beispiele die Grösse ihrer Leistungsfähigkeit bekundet; zu der sie die Entwicklung der Technik und des allgemeinen künstlerischen Geschmackes am Ende des XIX. Jahrhunderts gebracht haben.

Die gleiche uneingeschränkte Bewunderung, wie sie der allgemeinen Anlage der Ausstellung gezollt werden muss, wird der Ausstellung der Maschinenabteilung nicht vorenthalten — das Gebiet, wo das scheidende Jahrhundert seine grösste Leistung vollbracht hat. In eindringlichster Weise wird es durch die Pariser Weltausstellung dem Bewusstsein nahe gebracht, dass die Dampfkraft und in der neuesten Zeit die Elektrizität die weitaus wichtigste und einschneidendste Rolle im gesamten Culturleben gespielt haben und noch spielen, und dass der Fortschritt der Zeit, der auf der Technik basierten Cultur sich im wesentlichen unter der Mitwirkung dieser beiden Naturkräfte vollzogen haben. Dieser Bedeutung der Maschinen- und Elektrotechnik entsprechend ist auch der Elektrizitätspalast architektonisch und räumlich in den Mittelpunkt der ganzen Ausstellung gestellt worden. Er hat die vornehmste Ausstattung erhalten, und durch die wuchtige Erscheinung der hier ausgestellten Maschinen, deren Wirkung sich auch der Laie nicht zu entziehen vermag, spricht er auch inhaltlich die beredteste Sprache von allen Teilen der Ausstellung, obwohl eigentlich nichts wesentlich Neues oder dem Fachmann Ueberraschendes zur Ausstellung gebracht worden ist; aber gerade, weil man sich auf die Aufstellung bereits bewährter Maschinen- und Dynamotypen beschränkte und von dem Experimente absah, wird durch die Maschinen des Elektrizitätspalastes sehr scharf der Entwicklungs-

zustand charakterisiert, in dem sich gegenwärtig der Dampfmaschinen- und Dynamobau befindet. Während man vor einem Jahrzehnt noch Gewicht darauf legte, auch kleine Maschineneinheiten zu bauen, um diese eventuell dem Kleingewerbe zugänglich zu machen, hat sich dieser Gesichtspunct mit der Einbürgerung des Elektromotors fast vollständig verwischt. Der Gesichtspunct der Centralisation in der Energieerzeugung hat sich vollständig Bahn gebrochen. Es ist längst erwiesen, dass eine Fabrik, die zu ihrem Betriebe etwa 50 Pferdestärken benötigt, vorteilhafter verfährt, wenn sie diese Leistung nicht selbst mittels Dampfmaschine erzeugt, sondern die Betriebskraft einem Electricitätswerke entnimmt, das mit grossen Maschinen arbeitet. Und auch innerhalb grösserer Fabrikanlagen, Bergwerke, Hütten, wo man früher, weil die alten Kraftübertragungsmittel, wie Seil- und Riementransmissionen ausserordentlich viel Energie nutzlos verzehrten, häufig an den verschiedensten Stellen kleinere Dampfmaschinen aufgestellt hatte, hat sich allmählich die Ueberzeugung Bahn gebrochen, dass die Erzeugung der ganzen benötigten Arbeitsenergie an einer einzigen Stelle und die Uebermittlung derselben mit Hilfe des elektrischen Stromes an die verschiedenen Arbeitsstellen weitaus ökonomischer ist. So sehen wir überall die grosse Dampfmaschine die kleineren, den Elektromotor die kleinen Dampfmaschinen und die Transmissionen verdrängen. Ende der achtziger Jahre galten Maschinen von 300 Pferdestärken bereits als grosse Maschinen, heute dagegen wird einer Dampfmaschine von 1000 Pferdestärken kaum noch besondere Beachtung geschenkt, und Dampfmaschinen von 3000—4000 Pferdestärken gehören nicht mehr zu den Ausnahmerecheinungen. Dieser Entwicklungsgang in einer verhältnismässig kurzen Zeit war nur möglich auf Grund gereifter Erfahrung, die insbesondere dem Bau der Schiffsdampfmaschine entnommen worden war, und durch eine Ausbildung der Ingenieure, die ebenso Wert auf die wissenschaftliche Seite als auf die allgemeine technische Durchbildung legte. Insbesondere sind es Ingenieure der germanischen Nationen gewesen, unter Einschluss der Belgier, die den Dampfmaschinenbau und ebenso den Bau der Dynamomaschinen auf diese hohe Stufe der Vollendung gebracht haben, während die romanischen Nationen im Hintertreffen blieben. Erst in der letzten Zeit haben auch die Franzosen einen erheblichen Teil an der Weiterentwicklung genommen. Diese Thatsache spricht sich deutlich in der Handelsbilanz aus: Im Jahre 1897 beispielsweise wurden in Frankreich Dampfmaschinen im Gesamtgewicht von 3169 Tonnen und einem Werte von 3 486 000 Francs eingeführt, während nur 969 Tonnen im Werte von 1 260 000 Francs ausgeführt wurden. Bei den Locomotiven und Locomobilen betrug die Einfuhr 1384 Tonnen im Werte von 1 776 000 Francs, die Ausfuhr 827 Tonnen im Werte von 1 422 000 Francs. Bei den Dampfkesseln betrug der Import 7846 Tonnen im Werte von 7 524 000 Francs, der Export 853 Tonnen im Werte von 72 100 Francs. — Deutschland dagegen exportierte im Jahre 1898 an Locomotiven und Locomobilen 10 438 Tonnen im Werte von 11 600 000 Mark, Maschinen und Maschinenteile aus Gusseisen 131 881 Tonnen im Werte von 88 400 000 Mark, Maschinen und Maschinenteile aus Schmiedeeisen, einschliesslich der Dampfmaschinen, 29 129 Tonnen im Werte von 23 100 000 Mark. Diese ausserordentliche Ueberlegenheit der deutschen Maschinenindustrie spiegelt sich auch auf der Pariser Weltausstellung wieder. Sie ist ein allseitig anerkannter Triumph, und selbst die Franzosen haben anerkennen müssen, dass seit dem letzten Auftreten der deutschen Industrie bei einer Pariser Weltausstellung (im

Jahre 1869) diese eine überraschende und überaus glänzende Entwicklung genommen habe. Der deutsche Maschinenbau hat in den letzten Jahren sogar den berühmten englischen Maschinenbau, was Leistungsfähigkeit und was durchdachte, zweckmässige Constructionen anbelangt, weit überflügelt. In Bezug auf die Elektrotechnik, speciell die Starkstromtechnik, aber steht Deutschland vollständig unerreicht da. Und wenn auch auf der Pariser Weltausstellung der Zahl nach die deutschen Maschinen und Dynamos zurücktreten, so bildet der deutsche Teil der Maschinenhalle doch eine der Hauptattractionen der ganzen Ausstellung. Geht man übrigens dem Ursprunge der ausgestellten fremdländischen Maschinen nach, so erkennt man allerorten das Mitwirken deutscher Firmen oder wenigstens deutscher Ingenieure.

Es ist natürlich nicht angängig, hier auf Einzelheiten näher einzugehen oder die verschiedenen ausgestellten Constructionen mit einander zu vergleichen, zumal, wie erwähnt, überraschende Neuheiten nicht vertreten sind, dagegen muss aber doch erwähnt werden, dass auf der Pariser Ausstellung zum ersten Male ein neuer Dampfmotor einem grösseren Publicum vorgeführt wird, der nicht geringes Interesse für sich beansprucht, nämlich die Dampfturbine in den Constructionen von Laval und von Parson, die sich in der Ausführung des zu Grunde liegenden Gedankens allerdings von einander unterscheiden, bei denen beiden aber doch das Princip der Wasserturbine zur Anwendung kommt.

Der wesentliche Unterschied der Dampfturbine von der gewöhnlichen Dampfmaschine beruht darin, dass bei der Dampfturbine alle hin- und hergehenden Teile in Wegfall kommen und dass direct eine rotierende Bewegung erzeugt wird, wie sie zum Antriebe der meisten Maschinen benötigt wird. Wenn auch zur Zeit der Dampfverbrauch der Dampfturbinen etwas höher als der gleich starker älterer Expansions-Dampfmaschinen ist, so wird in vielen Fällen die geringere Raumbeanspruchung, die grössere Billigkeit als weiterer Vorzug der Dampfturbine vor der älteren Dampfmaschine angesehen werden müssen.

In anderer Hinsicht enttäuscht allerdings die Maschinenabteilung der Pariser Weltausstellung. Bei dem grossen Interesse, das in den letzten Jahren der Verbrennungskraftmaschine entgegengebracht wird, bei der bekanntlich eine erheblich grössere Wärmeausnutzung stattfindet, als bei der in dieser Hinsicht höchst unökonomischen Dampfmaschine, hätte die Ausstellung von grösseren Gas- und Petroleummotoren, im praktischen Betriebe vorgeführt, sicher das höchste Interesse für sich beansprucht. Besonders an den Dieselmotor knüpften sich weitgehende Erwartungen, deren Erfüllung durch die Pariser Ausstellung man gern gesehen hätte. Die beiden ausgestellten Dieselmotoren von je 80 Pferdestärken, die zudem nicht einmal im Betriebe sind, vermögen sich natürlich nicht als ebenbürtige Rivalen gegen die Riesendampfmaschinen Geltung zu verschaffen. Dagegen erregt ungeteiltes Interesse ein riesiger Gasmotor von 1000 Pferdestärken von Cockeril, weil derselbe direct mit Hochofengasen betrieben wird. Die mit Hochofengasen betriebenen Gasmotoren haben in der That eine sehr grosse wirtschaftliche Bedeutung. Sie benutzen ein Abfallproduct, das bisher vollständig oder fast vollständig unbenutzt blieb, der Betrieb wird auf diese Weise also ausserordentlich billig, und ausserdem wird die Explosionsgefahr der Dampfmaschine vollständig eliminiert. Da auch die massgebenden deutschen Gasmotorenfirmen derartige Riesengasmotore bereits

construiert haben, so ist immerhin die Möglichkeit der centralen Energieversorgung in den grossen Hüttenbezirken ohne Neuaufwand von Kohle gegeben. Für die oberschlesischen, die rheinisch-westfälischen Industriebezirke sind in der That auch bereits grosse Elektrizitätscentralen projectiert, die mit Hochofen-Gasmotoren betrieben werden sollen. Die Erzeugungskosten der Elektrizität würden sich dann nicht höher stellen, als beim Betriebe der Dynamomaschinen durch Wasserkraft, und der Elektrizität wäre ein weiteres Anwendungsgebiet erschlossen.

Von der Maschinenhalle zur Ausstellung des Kunstgewerbes auf der Invalidenesplanade ist ein weiter Weg, und die elektrisch betriebene Stufenbahn, die diesen Weg abkürzt, bildet kaum ein inneres Verbindungsglied zwischen diesen beiden heterogenen Bestandteilen der Pariser Weltausstellung. Aber das innere Verbindungsglied ist doch wenigstens darin gegeben, dass es im wesentlichen das Maschinenwesen gewesen ist, das die materielle Cultur so sehr gesteigert, und, was wichtiger ist, so sehr verbreitert hat, dass das Kunstgewerbe einen so weiten Resonanzboden erhält, um einer neuen Blüteperiode entgegenzugehen. Die Ausstellung des Kunstgewerbes ist einer der Glanzpunkte der Pariser Weltausstellung. Es ist geradezu erstaunlich, welche phänomenale Entwicklung das Kunstgewerbe in den letzten zehn Jahren genommen hat. Wenn man die Hallen auf der Esplanade des Invalides durchwandelt, so kommt man aber auch notgedrungen zu der Ueberzeugung, dass das Bedürfnis, seine häusliche Umgebung, die Gebrauchsgegenstände künstlerisch auszugestalten, sich ungemein verbreitert haben, dass das allgemeine Stilgefühl in sehr tiefen Schichten der Bevölkerung Eingang gefunden haben muss. Demgegenüber aber muss doch mit Bedauern darauf hingewiesen werden, dass es den gestaltenden Künstlern der Kleinkunst im allgemeinen an Erfindungskraft gebricht, und dass die Anehnung an altüberkommene Stilformen vorherrscht. Besonders der französischen Abteilung kann dieser Vorwurf nicht erspart werden; denn gerade hier ist bei aller Feinheit der Ausführung, bei allem Geschmack und graziosem Chic das Zeitalter Louis XV. noch immer die Quelle, aus dem sich die meisten Künstler ihre Anregung holen. Das ist wenigstens der Allgemeineindruck, den die französische Abteilung macht, obwohl natürlich auch hier mehr als bloss bemerkenswerte Ansätze für eine kräftige Entfaltung eines neuen, dem modernen Empfinden angepassten Stiles zu beobachten sind. Aber selbst die besten Vertreter sind Jünger einer schlaffen müden Kunst, die in ihren Farbenorgieen sogar etwas Perverses hat: ein Symptom der überreifen Pariser Cultur. Ganz anders giebt sich hier wieder Deutschland, geben sich England und die nordischen Länder. Stolz und wuchtig tritt Albion auf. Die schlichte Vornehmheit in Form und Farbe hat die bizarren Craneschen Linien und den übertriebenen Empirestil abgelöst. Bäuerliche Derbheit voller Eigenart zeigt die nordische Kunst, dazwischen aber entfaltet sich eine lebensstrotzende Farbenpracht, wie sie einem naturkräftigen und gesunden Empfinden adäquat sind; nur noch die Kopenhagener Porcellane zeigen etwas von der düsteren Melancholie und Mystik, die als Unterempfinden bei dem Küstenbewohner schlummert. In dieser Umgebung steht Deutschland und die deutsche Kunst fast vereinsamt da. Sie ist das Ergebnis einer Mischlingscultur, und man verspürt auch die Treibhauswärme. Wir sind nun einmal Paryenus. Aber die jüngere Generation hat nebenbei noch etwas gelernt, und nach der Ueberwindung des „Symbolismus“ hat sie

wieder angefangen, sich der unverfälschten und ungekünstelten Natur zuzuwenden. Das deutsche Kunstgewerbe, das einzige auf der Pariser Kunstausstellung, das einen neuen, werdenden Stil aufweist, hat sich Anerkennung und Beachtung errungen, und wie die Mondaines und die grossen Demimondaines im Deutschen Hause deutschen Sect trinken, anstatt französischen Champagner, so gehen sie auch zu den blonden Barbaren auf die Invaliden-esplanade, um die strotzende Kraft des deutschen Kunstgewerbes zu bewundern, und nach der Pariser Weltausstellung werden Berliner Porcellane, Münchener Bronzeschmiedearbeiten, Hamburger Glasmalereien, Schaerebeker oder Rummelsburger Teppiche in den Pariser Salons so heimisch sein, wie es die Erzeugnisse der Pariser Kunstindustrie bisher in den vornehmen deutschen Häusern gewesen sind.

Diese Thatsache können wir Deutsche als einen Beweis dafür ansehen, dass Deutschland seine natürliche, aber durch eine barbarische Soldateska und durch eine kleinliche und culturfeindliche Wirtschaft im Innern seit Jahrhunderten hintangehaltene Entwicklung endlich gefunden hat und die in ihm so ange schlummernden geistigen Potenzen zur Entfaltung zu bringen im Begriff ist. Darüber wollen wir uns freuen, das darf uns aber nicht verleiten, uns jenem wenig erfreulichen geistigen Chauvinismus hinzugeben, der neuerdings bei uns Mode zu werden beginnt und der gerade auch in diversen Besprechungen der Pariser Weltausstellung sich wenig angenehm bemerkbar gemacht hat. Deutschland ist in die Reihe der Culturmächte als gleichberechtigtes Glied eingerückt. Dass es aber gar so laut sich dessen rühmt, das zeigt doch ein wenig den Parvenu, das ist nicht notwendig und setzt uns zudem selbst herab. Vollends thöricht wäre es, wenn wir nun gar unsere älteren Culturgenossen über die Achsel ansehen wollten, wie dies in wenig geschmackvoller Weise hier und da bei uns versucht wird. Es ist unsinnig, von einem Absterben der romanischen Cultur zu reden, zu behaupten, dass Frankreich, der langjährige Lehrmeister der Nationen in allen Dingen einer verfeinerten Cultur, von seinen deutschen Schülern weit überholt ist. Eine Nation, die heute noch einen Rodin hervorgebracht hat, braucht nicht zu fürchten, dass sie so bald zweite Garnitur wird. Frankreich hat der Welt schon manche Ueberraschungen geboten. Es wird ihr auch in Zukunft noch manches zu sagen haben.

Die Pariser Weltausstellung hat die Expansionsfähigkeit des deutschen Geistes dargethan, sie hat bewiesen, dass er in seiner Gesamtheit dem französischen und englischen nicht mehr nachsteht. Sie hat aber auch bewiesen, dass die Zeiten der Suprematie einer einzigen nationalen Cultur wahrscheinlich überhaupt vorüber sind. In diesem Sinne giebt uns die internationale Pariser Ausstellung ein Argument für den Gedanken der internationalen Solidarität aller Nationen — entgegen den traurigen Theoremen von der Notwendigkeit nationaler Abschliessung. Der deutsche Particularismus hat Jahrhunderte lang die geistige Entwicklung Deutschlands zurückgehalten. Sorgen wir dafür, dass der europäische Particularismus — und unter Europa verstehen wir die Cultur, mag sie ihr Domicil auch in America oder Japan haben, — nicht die Entwicklung des europäischen Geistes zurückhält!

In der Borg- und Schuldenstadt.

Von

Jonas Lie.

(Paris.)

Irgendwo lag einmal eine Stadt, die/damals, als die Fische in Massen an/ der Küste standen, zu grossem Wohlstand/ gekommen war.

Dann blieb der Segen aber fort, und Jahre vergingen; aber/die Stadt- bewohner lebten weiter auf/ gleich grossem Fuss. „Die Fische mussten doch/ wiederkommen“, dachten sie.

Der eine/ baute immer grossartiger und feiner, als der andere, und es herrschte/eine Gasterei, als wenn alle grosse Herren wären.

Die Söhne, die die/Comptoirsessel, Geschäftsbücher, Schilder/und Häuser erbten,/meinten, sie könnten/nichts Besseres thun, als, wie es ihre/Väter und Grossväter vor ihnen getrieben hatten, die Vornehmen zu spielen, sich vor ein- ander zu verbeugen,/sich gegenseitig tief und ehrerbietig zu grüssen und auf die Fische zu/warten./

So lebten sie in Saus und Braus und tractierten und titulierten einander und wollten vor allem nicht verraten, dass ihre Mittel erschöpft waren.

Aber je mehr der Inhalt in den Geldschränken abnahm, desto grössere und sichere Schlösser und Riegel schafften sie sich an, desto mehr prahlten und trompeteten sie fremden Schiffern gegenüber die Reichtümer der Stadt aus.

Dann verschrieben sie, ganze Lager- und Speicherräume voll, herrliche Weine und Silberzeug und alle teuren Waren des In- und Auslandes und richteten prachtvolle Läden mit Vergoldung und Spiegelglas ein, so dass es nach den Gassen hinausleuchtete und schimmerte.

Und der eine kaufte von dem andern und lud ihn zu einer grossen Gesellschaft ein, um dem zu entgehen, moniert zu werden. Und der andere borgte auch und gab noch ein grösseres Fest.

Wenn einer der auswärtigen Kaufleute wegen der Bezahlung ängstlich wurde und zur Stadt kam, um sich zu erkundigen, schüttelten die besten Bürger nur den Kopf, kniffen die Augen piffig zusammen und boten an, für ihn ein- zustehen, und wenn es sich um eine ganze Tonne Gold handeln sollte.

Und sie gaben grosse Gesellschaften für ihn mit altem Silberzeug auf dem Tisch und Tischreden und Hochs auf ihn und liessen ihm alle Ehre und Lob zu teil werden, so dass er ihnen noch mehr Geld lieh, als er zu fordern hatte. Er sah ein, dass sie sehr reich sein müssten, und reiste froher fort, als er gekommen war.

Die kleineren Bürger sagten auch niemals etwas von dem, was sie meinten, zu fremden Leuten, denn, wenn bei den Grossen der Reichtum überfloss, tröpfelte auch was auf die Kleinen herab.

So verging ein Jahr nach dem andern in grossem Wohlstand und Wonne. Gastereien und Vergnügungen gab es alle Tage, und getrunken wurde auf den Wohlstand der Stadt früh und spät.

In Bezug auf Gastfreiheit durfte in der Stadt keiner in Schuld stehen, so dass, wenn einer eine Mittagsgesellschaft gegeben hatte, der andere mit noch einer glänzenderen folgte.

Und jeder, der ein bischen Verstand und Denkfähigkeit besass, begriff, dass man mit der Zeit mitgehen musste, sollte die Stadt nicht unter die überholten und altmodischen gerechnet werden und zu einem Krähwinkel hinabsinken.

So liessen denn die Frauen ihre Männer um die Wette Damastischtücher in den neuesten Mustern, je feiner, desto besser, verschreiben, damit die Mittagstafeln festlich strahlten, und dazu hohe Vasen und Gläser und allerhand Karaffen aus geschliffenem Krystall und funkelnde Kronleuchter, deren zwei bis drei über der Tafel hingen, so dass die Gäste sich recht daran freuen und sehen konnten, wie alles von neuester und feinsten Art war.

Delicate und seltene Gewürze, den Geschmack aufzufrischen und ausgesuchte Gerichte zuzubereiten, erfüllten mit ihrem Geruch aus Kasten und Kisten die Läden und Speicherräume. Herrliche eingelegte Früchte und englische Mixed-Pickles wurden zweimal im Jahr verschrieben, so dass immer massenhafter Ueberfluss davon da war, wie überhaupt von allem, was eine Hausfrau, die ein grosses Haus mit viel Gastlichkeit und viel Dienerschaft führen sollte, brauchen konnte.

Und allerhand Geschlachtetes und gemästete Gänse und Hühner und Grünes und Wurzelgemüse, mit dem die Bauern angefahren kamen, luden sie in den Höfen der Kaufläden ab und erhielten dafür gute Waren als Rückfracht.

Geld wurde im Handel nicht gebraucht. Es war so selten zu sehen, dass ein Achtschillingstück von Silber mit des Königs Bild draussen auf dem Lande bei den Bauern unter Glas und Rahmen gesetzt wurde, weil man meinte, es müsste als Glückspfennig aufbewahrt werden.

Auf diese Weise entstand ein Leben und Treiben und grosser Verkehr, und es war ganz wunderbar, wie die Stadt blühte und gedieh und ihr Wohlstand wuchs.

Carossen und Jagdwagen, Küchen- und Bauernwagen rollten durch die Strassen. Man konnte sich kaum durch das Gewimmel all der Leute hindurchdrängen, die in den Läden waren und ihr Debet in die Contobücher einschreiben liessen. Und an den Nachmittagen waren die Bürgersteige schwarz von Menschen, die spazieren gingen, sich gegenseitig grüssten und beguckten und ihre neuen Anzüge zeigten.

Der vornehmste Bürger der Stadt, der mit einem Stock mit Goldknopf ging und das grösste Haus, und die meisten Schulden hatte, meinte, der stärkste

Beweis für den steigenden Wohlstand und das Gedeihen der Stadt wäre der grosse Luxus, den sie entfaltetete.

Aber wem gebührte die Ehre, ausser den betriebsamen und unternehmungslustigen, braven Männern, die Capital und Credit nach dem Ort zu ziehen wussten?

Darum wurden für sie Ehrenmittage, Jubiläen, Geburtstagsfeiern und Huldigungen mit Fahnen- und Fackelzügen bei ihrer silbernen oder goldenen Hochzeit veranstaltet, sowie auch beim 75 oder 100 jährigen Jahrestage seit der Ankunft ihres Grossvaters oder Urgrossvaters an der Brücke der Stadt oder der Grundsteinlegung ihres Hauses, das von Geschlecht zu Geschlecht so umgebaut, erweitert und vergrössert war, dass man sich gar nicht mehr vorstellen konnte, aus wie kleinen Anfängen es hervorgegangen.

Und wenn einer der Väter der Stadt mit dem Tode abging, wurde eine unvergleichliche Trauerfeierlichkeit abgehalten. Die ganze Stadt flaggte auf Halbmast, wie auch die Lustyachten und Segelboote im Hafen, und alle Läden wurden geschlossen. Teure schwarze Decken wurden verschrieben, die Gassen zu belegen, die Gesangs- und anderen Vereine zogen in einem, wie man sagt, endlosen Zuge unter dumpfer Hornmusik durch die Strassen, und auf dem Sarg, den man vor Blumen nicht sah, lagen Palmen und Eichenkränze. Am Grabe wurde im Chor gesungen, und der Pfarrer rief alle Anwesenden zu Zeugen an, welch edler Gastgeber und gastfreier Mann der Hingeschiedene gewesen wäre.

Aber einige Sonderlinge — von jener Sorte, die immer für sich allein gehen und niemals wie andere denken und von denen keine Stadt ganz frei ist — wunderten sich darüber, wovon die Stadt eigentlich lebe.

Da lagen keine andern Schiffe im Hafen, als Segelboote und Lustyachten, Fischfang gab es keinen, nach der Landseite waren weder Wälder, die Bauholz lieferten, noch Bergwerke, die Einkünfte verschaffen konnten. Auch keine Fabriken oder Handwerker, die Gegenstände solcher Art anfertigten, dass sie von Fremden gekauft werden könnten.

Aber die Leute der Stadt ärgerten sich darüber, dass Zweifel über eine Sache herrschten, die so wesentlich die Existenz der Stadt betraf.

Das war ein Missklang für sie.

Und endlich wurde die Frage der hohen Universität unterbreitet.

Alle drei Gelehrten der Facultät strichen sich das Kinn und begannen zu grübeln, um die Sache zu ergründen.

In einem Punct erklärten sich alle drei Herren Professoren vollständig einig, nämlich, dass keine Stadt ohne Nahrungsquellen existieren könnte.

Aber dann kam der eigentliche Knoten der Frage.

Für die fragliche Stadt konnte, trotz der genauesten und eingehendsten Untersuchungen, keine einzige solche Nahrungsquelle nachgewiesen werden.

Und dennoch existierte sie nachweislich.

Da stand ihr Verstand still, und sie mussten sich auf das Gebiet loser Vermutungen begeben.

Der älteste und berühmteste der Professoren, der eine Schrift über die Staatsschuld herausgegeben und darin nachgewiesen hatte, dass, je grösser die Schuld, desto glücklicher das Volk sei, vermutete, dass etwas Aehnliches auch hier der Fall sein könnte; behielt sich aber alles vor und wollte sich zur Zeit nicht definitiv aussprechen.

Der zweite Professor wies nach, dass grosse Meere, wie z. B. das Caspische, anerkanntermassen existierten, ohne dass man einen sichtbaren Abfluss entdeckt hätte, und dass ein solches Naturspiel auch hier vorliegen könnte.

Aber der dritte Professor wies in einer scharfen und bitteren Schrift nach, dass es sich hier nicht um Ablauf, sondern um Zufluss handle — also um das diametral entgegengesetzte Princip.

Der Streit zwischen den beiden wurde äusserst heftig in verschiedenen Zeitschriften fortgeführt.

Er würde noch fortgesetzt werden, wenn es nicht plötzlich jenem ersten und grössten Professor geglückt wäre, unwiderleglich und zur Evidenz die Wahrheit an den Tag zu bringen, dass die Bürger der fraglichen Stadt einzig und allein gegenseitig von einander lebten.

Und er wies in einem Werke von sechs Bänden nach, dass das selbe bei vielen anderen Städten der Welt der Fall wäre.

Rundschau.

Oeffentliches Leben.

Der Mainzer Parteitag. Parteitag haben einen doppelten Sinn. Sie sind Demonstrationen nach aussen, und sie sind Parlamente, die ein bestimmtes Stück legislativer Arbeit zu verrichten haben. In der ersteren Beziehung ist von dem diesjährigen Parteitag wenig Auffälliges zu melden; er erinnert nach dieser Richtung ein bisschen an jene gute Hausfrauen, von denen man nicht spricht, weil sie eben nichts weiter, als ihre Schuldigkeit, thun. Nach der zweiten Richtung hin darf man mit Genugthuung anerkennen, dass der Parteitag seine Aufgaben im ganzen in sehr befriedigender Weisegelöst hat.

Ueber die erste dieser Aufgaben, die Schaffung eines neuen Organisationsstatuts, möchte ich nicht viel Worte verlieren. Von den vielen Fesseln, welche das Parteileben im preussisch-deutschen Reiche umschürren,

ist vor kurzem eine gefallen. Die Partei hat die Möglichkeit, ihre eingezwängten Glieder ein wenig bequemer zu strecken; es ist in der Ordnung, dass sie es thut. Vielleicht wäre es ratsam gewesen, den Forderungen der Frauen um einen Schritt weiter entgegenzukommen. Die Hauptsache aber ist, dass das neue Statut elastisch genug ist, um den mancherlei notwendigen Anpassungen an die mancherlei deutschen Versammlungs- und Vereinsgesetze den nötigen Spielraum zu lassen.

Anders und viel schwieriger liegen die Dinge bei Calwers Referat über die Verkehrs- und Handelspolitik. Hier trat der seltene Fall ein, dass ein sehr grosser Teil der Delegierten den Referenten thatsächlich missverstand. Die Ursache hiervon braucht man nicht weit zu suchen. Die Frage der Handelspolitik gehört zu jenen Fragen, in Bezug auf welche sich die Partei früher allzulange auf den Standpunct des „principiellen Nein-

sagens“ gestellt hat — ein Standpunct, den man in Norddeutschland umständlich und schwerfällig aus dem Marxismus heraus zu begründen pflegt, während die konservativen schweizerischen Spiess-, Pfahl- und Referendumsbauern sich im gleichen Fall mit der kurzen und schönen Motivierung begnügen: „D' Stadtherre chomme üs mit z'viel G'setze!“ Dass ein derartiger primitiver Standpunct für eine politisch reife Zweimillionenpartei einfach unmöglich ist, darüber ist man glücklicherweise einig. Aber die Nachwirkungen der früheren allzu geradlinigen Negationspolitik sind noch nicht überwunden. Und zwar ist die schlimmste dieser Nachwirkungen, dadurch bedingt, dass in Bezug auf die solchergestalt aus dem Bereich unbefangener Prüfung ausgeschiedenen Fragen Principientreue fast gleichbedeutend wurde mit der Abwesenheit specialistischer Sachkenntnis; und wo ein solcher Missstand einmal eingerissen ist, da kann er auch innerhalb einer gesunden, kraftvoll vorwärts und in die Höhe strebenden Partei nicht an einem Tage beseitigt werden. Das hat Genosse Calwer bitter zu spüren bekommen. Er hat nach bestem Wissen einen Weg vorgezeichnet, auf welchem seiner Ueberzeugung nach das Deutsche Reich einem Zollkrieg mit den umgebenden europäischen Staaten entgehen und zu mehr Freihandel, als bisher, gelangen kann. Ich gebe die Möglichkeit zu, dass er hierin irren könnte, wiewohl mir persönlich seine Ausführungen sehr einleuchtend erscheinen. Jedenfalls aber machten die Debatten, die sich an Calwers Referat knüpften, einen recht deprimierenden Eindruck. Denn anstatt auf die sachliche Kernfrage einzugehen: eröffnet die Aufhebung der Meistbegünstigungsklausel für Nordamerika wirklich einen gangbaren Weg zu mehr Freihandel oder nicht?, hackten die meisten Redner einfach auf Calwer als auf einen verräterischen Lobredner der junkerlichen Kornwucher- und Volksaushungerungspolitik herum, während doch, wenn nur seine Rechnung stimmt, die von ihm befürwortete Politik auf das gerade Gegenteil hinausläuft. Glücklicherweise lief das Missverständnis ohne ernsteren Unfall ab; und wenn die erregte Discussion über Calwers Referat die Genossen dazu angeregt hat, über die Fragen der Zollpolitik nachzudenken als über offene Fragen, die nicht mit einem simplen Kathedismus-Nein zu erledigen sind, sondern studiert werden müssen; so ist dieser Gewinn mit einigen schnell verhallenden Dissonanzen nicht zu teuer erkauft.

Müssen wir uns auf diesem Gebiete mit der Hoffnung auf künftige Fortschritte trösten,

so dürfen wir auf einem anderen Felde mit frohem Stolz auf einen schon beschlossenen und damit im Princip schon vollzogenen Fortschritt hinweisen: in der Frage der preussischen Landtagswahlen. Dass dieser folgenreiche Fortschritt schon diesmal zu stande kam, ist vornehmlich das Verdienst eines Mannes: wieder einmal hat unser allzeit junger Bebel sich entschlossen auf die Seite derjenigen gestellt, die vorwärts wollten. Zweifellos hat sein Auftreten eine sehr grosse Zahl von Schwankenden und Zögernden mitgerissen. Die Berliner freilich haben ihr Recht auf conservatives Beharren bei der guten alten Parteitradition mit wahren Boerenmut verteidigt. Aber sie sind unterlegen. Und ihr schlimmster Feind kann ihnen nicht abstreiten, dass sie Disciplin haben; folglich werden sie mitthun. Künftighin wird die Socialdemokratie die culturfeindliche Junkerwirtschaft im preussischen Landtag mit schärferen Waffen bekämpfen, als mit jenem bequemen scheinrevolutionären Schmollen, das man bisher bei den Reichstagswahlen sehr überlegen lächelnd den Anarchisten überliess, um es bei den Landtagswahlen in naiver Inconsequenz selber zu üben.

Wenn ich eingangs sagte, dass über den Mainzer Parteitag als politische Demonstration wenig Auffälliges zu melden sei, so muss ich einschränkend hinzufügen, dass der Parteitag immerhin eine starke und eindrucksvolle Demonstration aufzuweisen hatte: die Debatte über die reichsdeutsche Weltpolitik. Wer mit angehört hat, was da aus all den Rednern an Zorn, an Hohn, an verachtungsvoller Empörung hervorbrach, der wird es sobald nicht vergessen. In der Verurteilung des Hunnentums ist die Partei einig bis auf den letzten Mann; und einig bis auf den letzten Mann ist die Partei in der Bekämpfung jenes Absolutismus; der über die Köpfe der Abgeordneten hinweg über Gut und Leben der Staatsbürger zu verfügen sich anmasset. Und hierin, in der Bekämpfung des Absolutismus, wie sie auch Schoenlank in seiner glänzenden Rede mit gebührendem Nachdruck hervorgehoben hat, liegt der Schwerpunkt des Kampfes gegen die jetzige Weltpolitik der deutschen Regierung. Welches Verhalten die Partei einschlagen würde, wenn einmal für Deutschland die Möglichkeit einer wahrhaft demokratischen Colonialpolitik auftaucht — diese Frage bleibt offen und soll auch offen bleiben. Es wäre mindestens verfrüht, die Partei heute schon auf die Ablehnung all und jeder Colonialpolitik festzulegen; wie dies Genosse Ledebour versucht hat.

Neben der Chinapolitik Deutschlands hat der Parteitag auch die Transvaalpolitik Englands verurteilt. Sofern diese Verurteilung der gewaltthätigen Annexionspolitik galt, war sie gerechtfertigt. Dagegen lässt sich darüber streiten, ob es ein glücklicher Einfall war, der betreffenden Resolution die Form einer Sympathiekundgebung für die Boeren zu geben; denn die Frohnarbeit der geknechteten Eingeborenen, welche das Fundament der Boerenstaaten bildete, läuft den Grundsätzen und Tendenzen der Socialdemokratie denn doch ebensowohl zuwider, wie die von den Engländern betriebene capitalistische Ausbeutung. Dass das Boerenregime für die organisierten weissen Arbeiter viel vorteilhafter war, als das Regime Rhodes, ist trotz der geringen Zahl dieser weissen Arbeiter allerdings ein sehr beachtenswerter Umstand, aber dieses Moment kam in der Resolution Müller gar nicht zur Geltung. Und das ist sehr schade, denn dadurch hätte sich die Boerenresolution des Mainzer Parteitags viel schärfer und klarer von den diversen „all-deutschen“ Boerenresolutionen unterschieden.

Es ist mir unmöglich, meine Ausführungen zu schliessen, ohne eines Ereignisses zu gedenken, das in den Augen der meisten Delegirten leider nur ein sehr überflüssiger Zwischenfall vor: der sogenannten Polen-debatte. Die Angriffe, welche eine Genossin in Mainz und Paris gegen die auf Tod und Leben mit dem Czarentum ringenden polnischen Socialisten geschleudert hat, verdienen die schärfste Zurückweisung. Es hätte aber zu so unerquicklichen Vorfällen gar nicht kommen können, wenn man in den Reihen der deutschen Socialdemokratie der Polenfrage schon bisher genügende Beachtung geschenkt hätte. Es ist Zeit, dass dies anders werde. Es ist Zeit, dass man sich viel nachdrücklicher, als bisher, daran erinnere, dass innerhalb der deutschen Reichsgrenzen fünf Millionen Polen wohnen, wovon die allermeisten in tiefer Armut schmachtende, hart arbeitende Menschen; dass das Elend dieser Menschen zwiefach drückend gemacht wird durch eine verständnislose Fremdherrschaft, die ihre Muttersprache wie ein giftiges Unkraut auszureuten sucht; und dass wir, wie allen anderen Culturvölkern, so auch dem polnischen Volke das Recht auf nationale Selbständigkeit zuerkennen müssen, nicht trotz unseres Socialismus, sondern, weil wir Socialisten sind.

Ladislaus Gumplowicz.

Gewerkschaftsbewegung. (Die Statistik der Generalcommission. — Wachstum deutscher Gewerkschaften.

— 1899er Kämpfe. — Zwei weitere Documente gewerkschaftlichen Strebens. — Eine neue Strikeversicherung. — Lohnbewegungen, Strikes und Aussperrungen in Deutschland. — Der Hamburger Bierboycott. — Was die Generalcommission veranlassen müsste. — Ausland.) Die Generalcommission der Gewerkschaften Deutschlands hat ihre Jahrestabellen über Gewerkschafts- und Strikebewegung für 1899 veröffentlicht. Nach denselben hat sich die Zahl der gewerkschaftlichen Kämpfer in Deutschland um 86 731 vermehrt und ist auf 580 473 gestiegen. Das ist sehr erfreulich — aber noch nicht genug gegenüber den über 5 Millionen Nichtorganisierten. Es stehen allerdings ausserdem in den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen 86 777, in den sogenannten christlichen Gewerkschaften 112 160 und sonstigen „unabhängigen“ Vereinen 68 994 Mitglieder, so dass in Deutschland insgesamt wohl 864 350 organisierte Arbeiter zu zählen wären. Von den sonst noch bestehenden Vereinen der Postbeamten (24 061 Mitglieder), Eisenbahnbeamten (22 640 Mitglieder), Privatbeamten (14 201 Mitglieder), Werkmeisterverband (34 962 Mitglieder), dem Verband kaufmännischer Vereine (127 115 Mitglieder), den deutsch-nationalen Handlungsgehilfen (320 14 Mitglieder) lässt sich sagen, dass sie alle der gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung teils feindlich, teils indifferent gegenüberstehen. Hinsichtlich der Strikes rangiert das Jahr 1899, abgesehen von den Jahren 1890—91, von denen man für die Gesamtbewegung die Zahlen nicht vollständig hat, an zweiter Stelle, soweit Umfang und Kosten in Betracht kommen. Das Jahr 1896 brachte unter Einwirkung des Strikes der Hamburger Hafenarbeiter und Seeleute 128 808 Ausständige und Mk. 3 042 950 Kosten, wogegen 100 779 Ausständige und Mk. 2 627 119 das Berichtjahr. Bezüglich der Zahl der Strikes bezw. Aussperrungen, dürfte 1899 an erster Stelle stehen und das Jahr 1898 mit 985 Conflicten um einiges übertreffen. Bedauerlicherweise fehlen die einschlägigen Angaben der Bauarbeiter und Tapezierer. Von den 1899er Kämpfen gewannen die Arbeiter ganz 48,2% und teilweise 23,6% gegen 27,8% und 28,7% im Jahre 1894, welches das letzte der damaligen Depressionsperiode war und den ungünstigsten Verlauf der Lohnbewegungen aufwies.

Zwei weitere wichtige Documente gewerkschaftlichen Strebens sind aus letzter Zeit zu erwähnen: eine Schrift von Professor Werner Sombart: Dennoch (Jena, Gustav Fischer) und ein Buch von Fritz Paeflow: Die Organisationen der Maurer

Deutschlands von 1869—1899. (Hamburg, Theodor Bömelburg).

Deutsche Unternehmer beabsichtigen jetzt wieder, ähnlich wie vor drei Jahren, mit der Industria, eine Gesellschaft zur Entschädigung bei Arbeitseinstellungen, zu gründen. Der 1897er Plan zerann zu Wasser, und ob das jetzige Unternehmen gelingen wird, erscheint trotz des Eifers, mit dem die Sache betrieben wird, mindestens fraglich. Die Interessen der Unternehmer sind eben ganz anders geartet, als die der Arbeiter. Selbst innerhalb ein und derselben Branche verfolgt doch jeder Unternehmer ein gewisses Sonderinteresse, und wo sich alle Beteiligten binden sollten, so geschieht es auf Kosten der Kleineren, zu gunsten der Grossen.

Verfolgen wir nun zunächst die wesentlichen Lohnbewegungen, Strikes und Aussperrungen in Deutschland und beginnen beim Baugewerbe.

Die Maurer stehen in 9 Orten im Kampfe und zwar: in Husum, Friedland i. M., Cassel, Dortmund, Dorstfeld, Eving-Cörne, Essen a. d. R., Duisburg und in 25 weiteren Orten sind Sperren verhängt. In Danzig wurde 10stündige Arbeitszeit und 45 Pf. Stundenlohn erobert. Vorher gab es dort 11 verschiedene Lohnklassen, deren höchste 42 Pf. In Essen a. d. R. haben die christlichen Maurer richtig Späne gemacht, sie fungierten als organisierte Strikebrecher, so dass der Strike verloren ging. Bauarbeiter striken in Schleswig, Wittstock und Herford.

In Potsdam striken die Stuccateure seit 2. Juli, und die Berliner Töpfer führen Beschwerde, dass die Meister, die vom Gewerbegericht geschlossene Tarifvereinbarung nicht respectieren.

In Hannover gewannen die Dachdecker einen Strike und erzielten höheren Stundenlohn. Bis zum 1. October d. J. werden 47 Pf., bis 1. März 1901 48 Pf. gezahlt werden. Die Vereinbarung gilt bis zum 1. März 1902.

Die Hamburger Maier erreichten durch allerdings langwierige Verhandlungen mit der Innung einen besseren Tarif, bis zum 1. Januar 1903 gültig, 60 Pf. Stundenlohn wurden gefordert und 56 Pf. schliesslich angenommen.

Die Jenaer Glaser strikten fast den ganzen August, weil die Meister die Forderung der 9stündigen Arbeitszeit und 36 Pf. Minimallohn ablehnten. Es bestand die 10stündige Arbeitszeit und 30 Pf. Minimallohn. Erobert wurde der Neunstundentag und 50/0 Lohnerhöhung.

Die Leipziger Steinsetzer haben einen entschiedenen Sieg errungen. Der Strike wurde am 16. September vor dem Gewerbe-

gericht durch Verhandlung beendet. Die Forderung lautete: 9stündige Arbeitszeit, 60 Pf. Stundenlohn. Bewilligt wurden: 9 1/2 stündige Arbeitszeit (jetzt 10stündige), Minimallohn 57 Pf. bis 31. März 1901 (jetzt 50 Pf.) und ab 1. April bis 31. December 1901 60 Pf. Die Halleschen Steinsetzer hatten mit eingegriffen, sie sollten Strikebrecherarbeit verrichten. Sie verweigerten dieselbe nicht nur, sondern traten ebenfalls in den Ausstand und forderten Lohnerhöhung (55 Pf. sofort und 60 Pf. ab 1. April 1901). In Halle ist die Sache noch nicht erledigt. — Die Potsdamer Steinsetzer siegten nach kurzem Ausstand. Der Lohn wurde von 40 Pf. auf 45 Pf. erhöht.

Vom Bildhauerverband ist zu berichten, dass der Vorstand desselben eine umfangreiche Berufsstatistik veröffentlichte.

In Wiesbaden fordern die Gehilfen die 8stündige Arbeitszeit und 6 Mk. Tagelohn. In Hannover fordern Holzbildhauer 24 Mk. pro Woche und 8 1/2 stündige Arbeitszeit. In Sangerhausen, Nürnberg und verschiedenen anderen Plätzen wird gestriktet. Den Chemnitzer Gehilfen wurde infolge schlechten Geschäftsganges Lohnreduction angekündigt.

1000 Berliner Fliesenleger strikten vom 9. Juli bis 17. August. Die Unternehmer lehnten bis zuletzt jede Verhandlung ab. Resultat: unbefriedigend.

Der Münchener Möbeltischlerstrike ist nach 16wöchiger Dauer verloren gegangen. Es handelte sich um die Verkürzung der 10stündigen Arbeitszeit. Vergeblich wird dieser Kampf trotzdem nicht gewesen sein, wenn die Münchener Tischler auch künftig fest zur Organisation stehen. — Die Unternehmer haben die schärfsten Mittel rücksichtslos angewandt und noch in letzter Stunde den Vermittlungsvorschlag des Bürgermeisters von Borscht schroff zurückgewiesen.

Die Kistenmacher Berlins haben durch ihren Strike einen teilweisen Erfolg errungen.

In der Leipziger Musikwarenindustrie beabsichtigte man, die jetzt herrschende flauere Geschäftszeit zur Beseitigung des 1899 errungenen Neunstundentages zu benutzen. Der Versuch scheiterte an dem energischen Widerstand der in Betracht kommenden organisierten Holzarbeiter.

In der Glasindustrie ist das Kriegsbeil auch noch nicht vergraben. Der Ottenser Conflict dauert unverändert fort, und 190 weitere Arbeiter sind wegen Lohndifferenzen auf der Hütte Usch (Schneidemühl) ausständig.

2000 Kohlenarbeiter und Kutscher in Berlin strikten für höheren Lohn. Die

Kutscher forderten M. 27,— pro Woche und erzielten M. 25,—. Die Arbeiter forderten M. 4,— pro Tag und erhielten M. 3,75. Bei grösserer Ausdauer hätte mehr erzielt werden können.

Die Berliner Rollkutscher haben durch ihre Bewegung einige Vorteile gewonnen. In den meisten Betrieben einigte man sich; und gegen ganz halbstarrige Unternehmer wird mit partiellen Strikes vorgegangen.

Der Metallarbeiterverband ist an 18 Orten engagiert, hauptsächlich in Hamburg. Die Werftarbeiteraussperrung dauert fort, nur mit dem Unterschiede, dass die Werftbesitzer die Strikebrecher jetzt nehmen, wo sie sie herbekommen können. Die Unternehmerorgane leisten in der Fabrikation von Strikelügen erstaunliches. Der hamburgische Grossprotzenstandpunkt wird beharrlich hervorgekehrt und jede Verhandlung abseits des obercommandierenden Scharfmachers Blohm abgelehnt. Sogar die vom Gewerbegericht angebotene Vermittelung ist als unbefugte Einmischung Dritter abgewiesen worden. Von verschiedenen Seiten wird angesichts der ungeheuren Schädigung des Allgemeinwohls durch solch unsociale Handlungsweise der gesetzliche Verhandlungszwang vor Einigungsämtern gefordert.

In Antwerpen soll eine internationale Werft errichtet und die einzelnen heimischen Werftbesitzer durch Gutscheine schadlos gehalten werden. Das dauert noch eine Zeit, ehe diese internationale Werft so weit gediehen ist, inzwischen werden in Hamburg die grössten Gesetzesverletzungen der Capitalisten von den Behörden geduldet, indem man Strikebrecher im Freihafengebiet wohnen lässt. Die Zahl der Ausgesperrten beläuft sich jetzt auf ca. 6000. Die englischen Werftarbeiter haben versprochen, von Hamburg kommende reparaturbedürftige Schiffe nicht in Arbeit zu nehmen.

Gegen die Vorwürfe in der Bremerhavener Kaiserrede protestierten die Hamburger Arbeiter in 9 Versammlungen mit 25000 Teilnehmern unter Annahme folgender Resolution: „Die Hamburger Arbeiterschaft weist mit Entschiedenheit die Behauptung zurück, als seien diejenigen Arbeiter, welche sich weigern, den Terrorismus der Unternehmer dadurch zu unterstützen, dass sie Arbeiten verrichten, welche von Strikenden oder Ausgesperrten liegen gelassen wurden, ehrlose und vaterlandslose Gesellen. Sie erachtet es vielmehr als ein Gebot der Ehre und Pflicht eines jeden Arbeiters, den Arbeitscameraden Solidarität zu zeigen und dem brutalen Terrorismus des Unternehmertums

allzeit mit aller Kraft entgegen zu treten.“ Eine Versammlung nahm noch folgenden Zusatz an: „Die Versammlung spricht die Erwartung aus, dass der Deutsche Kaiser, sobald er den wahren Thatbestand erfährt, den Hamburger Arbeitern eine Ehrenerklärung giebt und sein gesprochenes Wort zurücknimmt.“

Die Kupferschmiede streben eine Tarifgemeinschaft über ganz Deutschland an. Ihre gute Organisation wird die Sache sicher günstig beeinflussen. Der Strike in Frankfurt a. M. dauert schon über 12 Wochen. Die Unternehmer lehnen jede Verhandlung ab.

In Magdeburg striken 200 Klempner, und in Solingen 750 Mitglieder des Federreiderversins.

Die Westfälischen Stahlwerke in Bärenndorf bei Bochum kündigten wegen Arbeitsmangel u. s. w. 20 bis 30% Lohnreduction an, die Actionäre dagegen kamen diesmal noch mit 21% Dividende davon.

Die Augsburger Schmiede striken seit 27. August für den Zehnstunden tag. Die Meister lehnen rundweg jede Verhandlung ab.

Der Kampf der Münchener Confectionsarbeiter ist zu deren gunsten nach vierwöchiger Dauer beendet.

Die Karlsruher Militärschneider fordern mehr Lohn und die Einführung eines festen Tarifs.

650 Arbeiter der Mainzer Lederwerke striken seit 14. August. Sie fordern den Zehnstundentag, 10% Lohnzulage, 25% Zuschlag für Sonntags- und Ueberarbeit und 50% für Nacharbeit, Einsetzung eines Arbeiterausschusses, hervorgegangen aus freier geheimer Wahl, und Zurücknahme der Kündigungen. Die Direction lehnte erst nach Hamburger Muster jede Verhandlung ab und liess nachher durch ihren Parlamentar Oberbürgermeister Dr. Gassner Vorschläge zur Einigung machen, die aber von den Arbeitern, weil in jeder Beziehung unzulänglich, abgelehnt wurden.

Am 13. August brach der Strike der ca. 500 Berliner Militäreffecten-Sattler aus. Wochenlöhne von Mk. 12—15 waren keine Seltenheit. Man forderte 9 stündige Arbeitszeit, 45 Pfg. Stundenlohn, 25% Zuschlag für Ueberstunden und Erhöhung der Accordsätze. Einige Unternehmer bezeichneten das als mässig und neigten auch zu Verhandlungen. Das Scharfmachertum aber überwog und lehnte jede Einigung auf dieser Grundlage ab. Darum der Strike. Die Conjunction ist für die Sattler zweifellos günstig, und hoffentlich wird die anfangs gezeigte Einmütigkeit und Geschlossenheit anhalten und so zu guten Resultaten führen.

Der ca. vier Monate lange Kampf der 100 Finsterwalder Tabakarbeiter und 400 Tabakarbeiterinnen ist nun auch als teilweise gewonnen beendet worden. Im Februar schon reichten die Arbeiter und Arbeiterinnen ihre bescheidenen Forderungen ein. Die Löhne verharren seit Jahrzehnten auf demselben Tiefstand, und Missstände socialer und sanitärer Art sollten endlich einmal in den Fabriken beseitigt werden. Die Unternehmer lehnten Forderungen und Unterhandlungen ab und es brach am 14. April der Strike aus, der sich so langwierig gestaltete.

Bei den Brauern sind kleinere Plänkeleien in M. Gladbach und in Plauen zu verzeichnen. Der Harburger Bierboycott hat doch gewirkt. Der Boycott dehnte sich übrigens auch nach Hamburg-Altona aus. Die bekämpfte Brauerei capitulierte und musste der Brauergewerkschaft volle Genugthuung geben. Die Löhne wurden um 2 Mk. und mehr wöchentlich erhöht, Strikebrecher entlassen und die Ausständigen wieder eingestellt. Der Kampf dauerte 7 Wochen, und der Boycott hat die Brauerei und viele Wirte enorm geschädigt. Das hätte bei einigem vernünftigen Entgegenkommen der Brauerei von vornherein vermieden werden können.

400 Weber der Firma Schlieper und Engländer in Elberfeld haben im Schlebuscher Betriebe die Arbeit eingestellt, weil die Firma Gewerkschaftsbeamte massregelte. Es handelt sich hier um einen Zweigverein des nieder-rheinischen Weberverbandes. Die Firma versucht den Thatbestand zu verdunkeln, und unter den Mitgliedern des bergischen Arbeitgeberverbandes circulieren schwarze Listen und Uriasbriefe. Unter den Ausständigen sind Arbeiter, welche schon bis zu 17 Jahren im Betriebe waren.

Ein grösserer Kampf ist im Buchbinder-gewerbe ausgebrochen. Vorläufig sind die Städte Berlin, Leipzig und Stuttgart davon betroffen. Auf ihrem diesjährigen Verbandstage beschlossen die Buchbinder, eine Tarif-gemeinschaft im ganzen Gewerbe anzustreben, welche natürlich auch eine Besserung der Löhne bringen sollte. Die Verhandlungen mit den Unternehmern wurden eingeleitet und die mündliche Verhandlung der Vertreter beider Organisationen fand am 3. September in Leipzig statt. Die Verhältnisse hatten sich aber so zugespitzt, dass eine Auf-besserung der Löhne auf keinen Fall mehr umgangen werden konnte. Die Unternehmer boten für Berlin 5% Erhöhung an, wollten dafür in Stuttgart 5% kürzen, und in Leipzig sollte es beim alten bleiben. An diesem Punkte zerschlugen sich die Verhandlungen,

und beide Parteien zogen sich zurück. Darauf beschlossen die Unternehmer, 80% der Beschäftigten in den genannten Städten auszusperrn, und die Arbeiter den Ausstand. Es werden hohe Ziffern genannt: 4000 Ausständige und Ausgesperrte für Leipzig, ebenso-viele in Berlin. Jedenfalls wird die Buch-bindergewerkschaft sich auf einen schweren Kampf gefasst machen müssen. Viel hängt hierbei von der Haltung der Arbeiterin-nen ab.

Die Leipziger Buchbinderei-Actiengesell-schaft vorm. Fritsche veröffentlicht übrigens zur selben Zeit ihren Geschäftsbericht. Der Aufsichtsrat hat beschlossen, der am 29. Sep-tember d. Js tagenden Generalversammlung 7% Dividende (gegen 10% im Vorjahr) vorzuschlagen. Im Berichte wird über Rück-gang der Aufträge im allgemeinen und im besonderen auf bessere Werke geklagt. Der Rückgang des Ertragnisses sei den erhöhten Ausgaben für Löhne (?), Zinsen und teils den wesentlichen Verteuerungen der Roh-materialien zuzuschreiben. Man hofft aber, dass dieses alles nur eine vorübergehende Erscheinung sein werde. Einzelne Befürch-tungen werden auch dahin laut, dass durch einen hartnäckigen Kampf das diesjährige Weihnachtsgeschäft stark gefährdet werde.

Zur Zeit schweben ausser den hier er-wähnten in fast allen Gewerken Verhand-lungen über Lohnfragen, und eine grosse Anzahl Kämpfe kleineren Umfangs wird ausgefochten, die aber für die Beteiligten nicht minder wichtig sind, als grosse aus-gedehnte Strikes und Aussperrungen. Leider fehlt es noch immer an einer genauen statistischen Monatsnachweisung über Ausdehnung, Ursachen, Verlauf und Kosten jedes einzelnen Strikes bzw. Aus-sperrung. Sollte sich das nicht durch die Generalcommission der Gewerkschaften er-möglichen lassen? So bald ein Kampf be-endet ist, lässt sich das wesentlichste fest-stellen, und eine directe Uebersicht des Berichtes vom Strikeort nach der Centrale kostet gewiss nicht den Kopf. Aber wir erleben es ja sogar, dass einzelne Central-vorstände nicht immer über die Kämpfe ihres eigenen Gewerks vollständig orientiert sind.

Ueber gewerkschaftliche Vorgänge an-derer Art ist noch sehr viel zu sagen; doch lassen wir das für später, wenn die Strikes und Aussperrungen dieses Jahres sich mehr gelegt haben werden.

Jetzt in Kürze das Ausland.

Die Generalcommission giebt in No. 33 ihres Correspondenzblatt eine Uebersicht über die Gewerkschaftsziffern des Auslandes. Wir entnehmen derselben folgende Darstellung

Land	Zahl der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter
Belgien	70 000
Dänemark	96 285
England	1 644 591
Frankreich	419 761
Italien	?
Niederlande	13 050
Norwegen	24 000
Oesterreich	157 773
Schweden	50 000
Schweiz	54 562
Spanien	14 737
Ungarn	23 603
Vereinigta Staaten von N.-A.	1 000 000

Von den Lohnbewegungen, Strikes und Aussperrungen sei das Wesentlichste berichtet:

In Russland sind grosse Strikes gar nicht so Seltenes mehr, wie noch etwa in den 80er Jahren.

In Wilna strikten mit gutem Erfolge 1000 Schumacher, desgleichen in Kijew und Warschau die Bäcker, und ferner jüdische Bürstenarbeiter in Russisch-Polen. Eine sehr lebhaft Strikebewegung herrscht auch in Lodz, und sogar in Sibirien auf den Olekminsker Goldgruben hat ein erfolgreicher Strike stattgefunden.

In Stockhöl m waren 3000 Bauarbeiter ausgesperrt. Die Bewegung verlief für die Arbeiter günstig. In Kopenhagen strikten 2000 Erdarbeiter, und die dänischen Holzarbeiter gewannen einen grösseren Lohnkampf. Auch die dänischen Eisenbahner (Werkstättenarbeiter) stehen in einer Lohnbewegung, bei welcher Gelegenheit die Minister an einander gerieten wegen Anerkennung der Gewerkschaft.

Die englischen Trades Unions wurden kürzlich vom Genossen Hyndman einer bitteren, aber — wie deutsche Blätter dazu bemerken — berechtigten Kritik unterzogen. Diese Kritik wird in Deutschland viel besprochen. Meines Erachtens lässt man den Trades Unions nicht volle Gerechtigkeit widerfahren, wenn man sie verdämmt dafür, dass der Socialismus in England angeblich zu geringe Fortschritte macht.

Gewissermassen als Gegengift bringt zur selben Zeit die Wiener Zeit einen Aufsatz Eduard Bernsteins über den englischen Arbeiter. Dort wird auseinandergesetzt, warum der englische Arbeiter nicht an den „Kladderadatsch“ glaubt.

Beachtenswert sind die beiden Hafenarbeitersausstände in London und Rotter-

dam. Der diesjährige Londoner Strike war eine schwächliche Copie der grossen 1889er Bewegung. Die Organisation der englischen Hafnarbeiter ist wenig entwickelt und daher ging dieser Strike verloren.

In Rotterdam brach der Strike am 2. Juli aus. 4000 Mann legten sofort die Arbeit nieder. Die Zahl der Ausständigen wuchs bis auf ca. 15000. Die Organisation ist auch hier mangelhaft. Der Strike ging mangels Organisation und Mittel verloren. Marine, Militair, öffentliche Staatsgewalt und Unternehmer machten gemeinsame Sache. Die Schiffsloadungen wurden nach Dünkirchen dirigiert, und inzwischen ist die Ausstandsbewegung nach hier übersprungen und nimmt weitere Ausdehnung an.

In Gent strikten 10000 Textilarbeiter, und in Rotterdam mehrere hundert Bäckergesellen. Der Groninger Cigarrenarbeiterstrike dauerte acht Monate, kostete 80000 Mk. und ging für die Arbeiter verloren. In Charleroi strikerten 10000 Glasarbeiter.

In Amsterdam strikten ca. 8000 Diamantschleifer; davon arbeiten jetzt gegen 2000 zu den neuen Bedingungen.

Die französische Strikebewegung war ebenfalls in diesem Jahre sehr lebhaft. Viel Aufsehen erregten in letzter Zeit der Strike der 4000 Pariser Kutscher (verloren) und 2500 Kutscher und Auflader in Marseille (schwebt noch). In Havre strikten Erdarbeiter.

In Madrid strikten die Bäcker, und in Bozer (Oesterreich) 12000 Bauarbeiter. Die Wirtschaftskrise in der Schweiz macht sich in allen Industrien und Gewerben bemerkbar. Grössere Ausstände sind nicht zu verzeichnen, nur in Lausanne strikten 900 Maurer.

In Ungarn spielen sich in diesem Jahre, wie schon öfters, grössere Strikes der Erntearbeiter ab, während in Italien Friede geblasen ist, nämlich durch die Polizei.

Die Gewerkschaften sind dort 1898 durch die das Ausbeutertum begünstigende Staatsgewalt aufgelöst worden und müssen wieder von vorn anfangen.

Eine umfangreiche und intensive Strikebewegung hat sich in diesem Jahre, wie man sie seit 1886 nicht erlebt hatte, in America abgepielt. In Chicago sind gegenwärtig 35—40000 Bauarbeiter ausgesperrt. Unangenehm bemerkbar macht sich das wüste Treiben der Trade and Labor Alliance, eine angeblich rein socialistische und principienfeste Gegenorganisation der American Federation of Labor, welche die letztere durch organisierte Strikebrechereien grossen Stils zu bekämpfen versucht.

Heinrich Bürger.

Genossenschaftsbewegung. (Allgemeiner Genossenschaftstag in Hannover. — Vereinstag der landwirtschaftlichen Genossenschaften. — Die Oppenheimersche Gutsarbeitergenossenschaft. — Bäckereigenossenschaft Volksbrot in Berlin. — Die italienische Socialdemokratie und die Genossenschaften. In Anwesenheit der Vertreter des englischen, holländischen und schweizerischen Genossenschaftswesens, der Ministerien für Landwirtschaft, für Handel und Gewerbe sowie anderer öffentlicher Körperschaften fanden in der ersten Septemberwoche in Hannover die Verhandlungen des 41. Genossenschaftstages des Allgemeinen Verbandes deutscher Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften statt. Dieser Verband umfasst heute 1633 Genossenschaften der verschiedensten Art, darunter 583 Consumvereine. Von diesen hatten 543 Ende 1899 eine Mitgliederzahl von rund 469000, einen Umsatz von 115½ Mill. Mark und einen an die Mitglieder zurückerstatteten Reingewinn von 11½ Mill. Mark aufzuweisen. Aus den in Nr. 37 des Wochenberichts gegebenen ausführlichen und hochinteressanten Bericht über die Congressverhandlungen heben wir zunächst die Discussion über die Ansiedlung ländlicher Arbeiter mit Hilfe der genossenschaftlichen Organisation hervor. Dieser Punct der Tagesordnung hatte schon vorher in der socialdemokratischen Presse (vgl. Neue Zeit, Nr. 48, pag. 665) lebhafte Anfeindung gefunden, da man hier einen Versuch witterte, den landwirtschaftlichen Arbeiter im Interesse des Grossgrundbesitzes an die Scholle zu fesseln. Die thatsächlichen Verhandlungen dürften aber bewiesen haben, dass dem Antragsteller diese Nebenabsicht fern lag. Dr. Crüger führte aus, dass bei diesen Versuchen, die ländliche Wohnungsnot zu steuern, keine capitalistischen, keine Arbeitgeberinteressen mit ins Spiel kommen dürften, und dass es sich vor allem auch darum handle, den Arbeiter in Besitz eines eigenen Stückes Landes zu setzen. Ein Antrag Dr. Crügers, der die Ansiedlung ländlicher Arbeiter mit Hilfe der genossenschaftlichen Organisation als eine der bedeutungsvollsten und nächsten Aufgaben für die genossenschaftliche Organisation bezeichnete, wurde angenommen.

Besonderes Interesse verdiente auch der dritte Punct der Tagesordnung, der die Berichte aus den einzelnen Unterverbänden über die Erfolge der Verbindung der Consumvereine mit den landwirtschaft-

lichen Genossenschaften brachte. Im allgemeinen sind die auf diesem Gebiete gemachten Erfahrungen nicht besonders erfreuliche. Von fast allen Seiten wurde über mangelndes Entgegenkommen, unpünktliche Lieferungen, hohe Preise und Unzuverlässigkeit der landwirtschaftlichen Genossenschaften geklagt. Der Geschäftsführer des Verbandes der rheinisch-landwirtschaftlichen Genossenschaften Schellenberger gab die Berechtigung dieser Klagen zu und erklärte sie mit der Schwierigkeit, die Landwirte zu kaufmännischer Leitung der Geschäfte zu erziehen. Der Verband als solcher stehe den Consumvereinen sehr sympathisch gegenüber. — Hoffen wir, dass der Einfluss des Verbandes auf seine Mitglieder hier bald eine Wandlung zum Besseren herbeiführen möge.

Den meines Erachtens wichtigsten und für die Zukunft bedeutungsvollsten Beschluss fasste der Genossenschaftstag, betr. die Eigenproduction. Diese Frage kam zur Verhandlung bei der Besprechung des Punctes der Tagesordnung, der die gegenwärtige Ringbildung in der Lebensmittel- und Gebrauchsartikelbranche, deren Folgen und die Stellung der Consumvereine hierzu behandelte. Mit Ausnahme eines einzigen Redners, der die schädlichen Folgen der Ringbildung durch Unterstützung von ausserhalb des Ringes stehenden Fabrikanten, aufzuheben empfahl, sprachen sich sämtliche Redner dafür aus, dass nur die Inangriffnahme der Eigenproduction die organisierten Consumenten vollkommen und für immer von der Ausbeutung durch die Fabrikantenringe befreien könne. Der Verbandsanwalt betonte die Notwendigkeit, in dieser schwierigen Frage mit der grössten Vorsicht vorzugehen, da jeder Rückschlag unberechenbaren Schaden bringen müsse. Die Organisation der Consumvereine in Einkaufsvereinigungen sowie die Aufnahme einer Warenstatistik müsse unbedingt vorausgehen. Wer producire, sei gleichgiltig, ob die Grosseinkaufsgesellschaft oder eine besondere Vereinigung der Consumvereine. Folgende Resolution gelangte zur Annahme: „Der Allgemeine Verbandstag beauftragt den Verbandsanwalt: 1. Eine Statistik bei den Consumvereinen über den Warenverbrauch der wichtigsten Waren-gattungen, insbesondere solcher, die jetzt durch Ringe- und Cartelle-verteuert werden, aufzunehmen; 2. In Verbindung mit einer Commission in eine Prüfung darüber einzutreten, ob und wie die eigene Production der Consumvereine in Angriff genommen werden kann, und darüber dem nächsten Genossenschaftstage zu berichten.“

Für die „Weitherzigkeit“ des Crügerschen Genossenschaftsverbandes ist es übrigens bezeichnend, dass er neben den Interessen der Consumvereine auch diejenigen von deren erbittertesten Feinden, den Kleinhändlern, zu fördern sucht, denen er gleichfalls den genossenschaftlichen Zusammenschluss zwecks Creditverschaffung und gemeinschaftlichen Einkaufs empfiehlt. Reichstagsabgeordneter von Elm trat einer diese Anschauungen zum Ausdruck bringenden Resolution entgegen, indem er auf die direct entgegengesetzten Interessen der Consumvereine und der Kleinhändler hinwies, die ein harmonisches Zusammenarbeiten in einem Verband zur Unmöglichkeit machten. Demgegenüber verfocht Dr. Crüger die etwas merkwürdige Anschauung, dass der Verband die Interessen aller Berufsclassen wahrzunehmen und keinen Stand zurückzuweisen habe. Bis auf einige dreissig Vertreter von Consumvereinen traten sämtliche Delegierte durch Annahme der oben erwähnten Resolution dem Crügerschen Standpunct bei.

Wie auf dem am 14. und 15. August in Halle abgehaltenen Vereinstage mitgeteilt wurde, hat sich die Zahl der landwirtschaftlichen Genossenschaften in Deutschland im letzten Jahre von 12736 auf 13636 vermehrt, von denen 7137 dem Allgemeinen Verband der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften angehören. Wie der Vorsitzende, Genossenschaftsanwalt Haas-Offenbach mittheilte, steht eine Fusion des Allgemeinen Verbandes mit dem ca. 3000 Mitglieder zählenden Raiffeisenschen Verband in Neuwied zu erwarten, über deren äussere und innere Vorbedingungen freilich noch keine Einigung zwischen den beiden Factoren erzielt worden zu sein scheint. Aus dem Berichte des Anwaltes ist ferner hervorhebenswert die Mittheilung, dass die Zahlen der landwirtschaftlichen Genossenschaftsstatistik in diesem Jahre eine weit mässigere Zunahme aufweisen, als in früheren Perioden. Es handelt sich jetzt grösstenteils nur mehr um den Ausbau schon vorhandener Organisationen.

Ein neues Statut, das dem Verbands eine straffere Organisation giebt und an seine Spitze einen Berufsanwalt mit grossen Machtbefugnissen setzt, wurde einstimmig angenommen. Als Anwalt und Präsident des Verbandes auf Lebenszeit wurde der Geh. Reg.-Rat Haas-Offenbach gewählt, der demnach aus dem hessischen Staatsdienst ausscheiden wird. Der Sitz der Verwaltung soll von Offenbach nach Darmstadt verlegt werden.

Im Juli-Heft berichteten wir von einem interessanten in Aussicht stehenden genossen-

schaftlichen Experiment, der Gründung einer Gutsarbeitergenossenschaft im Sinne der Oppenheimerschen Siedelungsgenossenschaft. Dieser Plan sieht nunmehr seiner Verwirklichung entgegen. Wie der Genossenschafts-Pionier (No. 9) mittheilt, hat einer der Interessierten, ein renommierter Landwirt, ca. 50 km von Berlin ein Gut erworben, nachdem durch andere Freunde des Geländes die nötigen Capitalien aufgebracht worden sind. Das betr. Gut, das auch landschaftlich nicht reizlos ist, eignet sich sowohl zum Getreide- und Kartoffelbau als auch zur Anlegung von Obst- und Feingemüseplantagen, sowie zur Spargelzucht. „Der Betrieb“ — so schreibt der Pionier — „soll unter Ausschluss jeglichen Gewinnes für die Begründer lediglich zum Vorteil der arbeitenden Genossen geführt werden. Nicht genug hieran, soll für die ersten Jahre, in denen man nur auf die bisherige primitive Landwirtschaft angewiesen ist, und die aus den erwähnten Neuanlagen noch ungenügende Erträge liefern, den Arbeitergenossen ein auskömmliches Lohnminimum garantiert werden, selbst wenn ein ausreichender Ueberschuss nicht erzielt wird, wogegen ihnen die Mehrerträge von Anfang an zu gute kommen sollen. Durch sofortige Einrichtung eines Consumvereins und, sobald als möglich, auch einer Bäckerei wird überdies die Kaufkraft des Lohnes beträchtlich erhöht werden. Durch ein gut ausgestattetes Lesezimmer, sowie regelmässige Zusammenkünfte zu Besprechungen und Vorträgen wird für geistige Anregung nach Möglichkeit Sorge getragen werden.“

Intelligente Arbeiter, namentlich solche, die vom Lande kommen, werden aufgefordert, sich dem Unternehmen anzuschliessen, und die Redaction des Pionier ist bereit, Interessenten nähere Auskunft zu geben und die Adressen der leitenden Personen mitzutheilen.

Als einen weiteren interessanten genossenschaftlichen Versuch, der hoffentlich von Erfolg begleitet ist, darf man die Gründung einer Bäckereigenossenschaft in Berlin betrachten. Die Genossenschaft, die den Namen Volksbrot trägt, stellt eine Mischform dar von Consum- und Productivgenossenschaft. Inhaber des Unternehmens sind einerseits die Producenten, die Bäcker, andererseits Consumvereine, die sich zur Deckung ihres Brotbedarfs dem Unternehmen anschliessen. Den Consumvereinen ist in der Verwaltung ein grosser Einfluss eingeräumt. Consumvereine, die 20 Geschäftsanteile à 5 Mk. erworben haben, sind berechtigt zur Stellung eines Vertreters in den 5 Mitglieder zählenden Vorstand, doch dürfen sämtliche berechnigte Consumvereine zu-

sammen nicht mehr als 5 Vertreter stellen. Die Verteilung des Gewinnes soll in ähnlicher Weise erfolgen, wie in den englischen Genossenschaften, die dem Princip der Labour copartnership huldigen. An die Consumenten wird der gleiche Procentsatz ihres Umsatzes als Dividende gewährt, der den Producenten auf ihre Löhne gezahlt wird. Auch in Paris hat kürzlich die festliche Einweihung eines ganz ähnlichen Unternehmens stattgefunden. Die dortigen Genossenschaften haben auf Anregung des Genossen Jaurès eine gemeinsame Bäckerei errichtet, für welchen Zweck ein von Dr. Kassinir für eine socialistische Genossenschaft zur Verfügung gestellter Fonds Verwendung gefunden hat.

Wie wir dem Vorwärts entnehmen, hat sich der Anfang September abgehaltene Parteitag der italienischen Socialdemokratie auch mit der Frage der Consumgenossenschaften beschäftigt. Nach einer Reihe sehr genossenschaftsfreundlicher Ausführungen ist folgende höchst bedeutsame Resolution zur Annahme gelangt: „In Erwägung, dass die Consumvereine und die Arbeitervereine zu gegenseitiger Hilfeleistung, für das Gewerbe wie für das Ackerbauproletariat, für das Handwerk wie für einen grossen Teil der Kleinbürger von grossem praktischen Nutzen sind, sei es wegen der sofortigen materiellen Vorteile, die solche Einrichtungen jenen Classen bringen, sei es wegen der ökonomisch-administrativen Erziehung, die solche Einrichtungen den Arbeitern zukommen lassen, vorausgesetzt, dass man jenen Consumvereinen und Arbeitervereinen eine Richtung giebt, die dem Programm und den Grundsätzen der socialdemokratischen Partei entspricht, — beschliesst der Parteitag, dass es Pflicht der Genossen ist, die Consumvereine und die Arbeitervereine zu gegenseitiger Hilfeleistung, je nach den Ortsverhältnissen zu unterstützen oder zu erobern, um aus ihnen eine der praktischsten und erzieherischsten Kräfte der socialdemokratischen ökonomischen Organisation zu machen.“ *Gertrud David.*

Bücher.

Giovanni Valär: Che cosa vogliamo? Dialoghetti di propaganda. Hamburg 1900; Editore: C. Legien.

Vor kurzem ging die Nachricht durch die Tagespresse, dass die Regierung der hamburgischen Republik einen Schweizer Gelehrten, namens Giovanni Valär, aus ihrem gesamten Gebiete ausgewiesen habe. Genosse Valär, von Geburt ein Rhätoromane aus Graubünden, war jahrelang in Italien

als Professor thätig gewesen, wurde dann aber um seiner Gesinnung willen zum Verlassen des Landes genötigt. Im Herbst 1899 wurde er von der Generalcommission der Gewerkschaften Deutschlands nach Hamburg berufen, um dort die Redaction des *Operaio italiano* zu übernehmen, eines Blattes, dessen Zweck die gewerkschaftliche Agitation unter den italienischen Arbeitern in Deutschland ist. Das Blatt wuchs und gedieh, Um aber mit der breiten Masse der Indifferenten rascher in Fühlung zu kommen, beschloss man, daneben eine Italienische Arbeiterbibliothek herauszugeben, bestehend aus kleinen, leichtfasslichen, billigen Broschüren zu zehn Pfennig das Stück: Als Nr. 1 erschien im Juli dieses Jahres das vorliegende Heft: Was wollen wir? Rund einen Monat nach dem Erscheinen dieses Heftes wurde der Verfasser ausgewiesen. —

Sehen wir uns die hochverräterische Broschüre näher an. Auf der ersten Seite finden sich die folgenden, einem welschtirolischen Arbeiterblatt entlehnten Zehn Gebote für den Arbeiter im Ausland abgedruckt:

- I. Du sollst nicht strikebrechen.
- II. Du sollst nicht im Accord arbeiten.
- III. Du sollst nicht länger arbeiten, als die ortsübliche tägliche Arbeitszeit ausmacht.
- IV. Du sollst dich mit keinem geringeren, als dem ortsüblichen, Durchschnittslohn begnügen.

V. Sobald du an einem Orte Arbeit gefunden hast, tritt der Gewerkschaft deiner Branche bei, oder, wenn keine besteht, dem Industrieverband, und zahle pünktlich deine Beiträge.

VI. Suche bei allen Streitigkeiten zu vermitteln und betrage dich als gesitteter und aufgeklärter Colleague.

VII. Lies die Arbeiterzeitungen, welche von deinen Interessen handeln, und die Broschüren und Bücher aus den Vereinsbibliotheken.

VIII. Lass dir keine Gelegenheit entgehen, andere von der Nützlichkeit der Organisation zu überzeugen, und bist du in deine Heimat zurückgekehrt, so mache Propaganda unter deinen Cameraden, ohne Menschenfurcht und alle Scheu.

IX. Achte die Nationalität, die Sitten und Gebräuche des Landes, welches dir Gastfreundschaft erweist, und verlange in würdiger Weise gleiche Rücksicht für dich.

X. Gedenke jederzeit dessen, dass der Wahlspruch der Arbeiter sein muss: Alle für einen, einer für alle. Amen.

So trefflich sind diese zehn Gebote den Denkgewohnheiten eines katholisch erzogenen italienischen Arbeiters anpassen, in ebenso wirksamer Weise knüpft der darauffolgende Dialog, betitelt: Die Händler in Menschen-

fleisch, an die besonderen Lebensbedingungen der alljährlich über die Alpen ziehenden italienischen Wanderarbeiter an, — jener Aermsten, die ihr Vaterland infolge seiner erbärmlichen Agrarverhältnisse und der kümmerlichen Entwicklung seiner Industrie nicht zu ernähren vermag, trotz seines gesegneten Klimas und der Fruchtbarkeit seines Bodens. Zwei solche unfreiwillige Nomaden treffen einander im deutschen Norden wieder; dem einen, Tonio heisst er, liegt daheim in Italien die Frau krank, das Kind ist gestorben. Um der Kranken Geld heimschicken zu können, hat sich Tonio von einem Landsmann, der das Metier eines Agenten betreibt, als Maurer nach einer schwer auszusprechenden deutschen Stadt anwerben lassen. Freund Beppo, ein Organisierter, muss ihm aber die Freude hierüber zerstören; denn es stellt sich alsbald heraus, dass an dem betreffenden Orte die Maurer im Strike stehen. Es kostet einige Mühe, dem braven Tonio begreiflich zu machen, wie schändlich der lebenswürdige, reddegewandte, fromme, keinen Sonntag in der Kirche fehlende Agent ihn missbrauchen wollte; als er es aber begriffen hat, reagiert er auf diese Erkenntnis mit dem plötzlichen Wunsch, den Menschenhändler derb zu verprügeln. „Ja, so seid Ihr immer! Zu Gewaltthaten aufgelegt, aber sonst zu nichts!“ schilt ihn Beppo und rät ihm, seiner Energie eine nützlichere Richtung zu geben: er möge, mit einigen Nummern des Operaio italiano in der Hand, die anderen von dem Agenten zum gleichen Zweck angeworbenen Arbeiter aufsuchen und auch sie vom Strikebruch abhalten. Tonio und Beppo treffen einander noch öfter. Das nächste, was Beppo seinem Kollegen beibringt, ist die Notwendigkeit der gewerkschaftlichen Organisation. Anfänglich wendet Tonio zwar ein, dass er ja ohnehin organisiert sei; daheim in Italien ist er nämlich Mitglied einer società di mutuo soccorso (wechelseitigen Kranken- und Unfallkasse). Aber Beppo macht ihm klar, dass es damit nicht gethan sei. Die Arbeiter müssten auch danach trachten, möglichst selten krank zu werden; das könnten sie durch Verbesserung ihrer Arbeitsbedingungen, und dazu seien die Gewerkschaften da. Tonio sieht das ein, widerstrebt aber noch: „Was willst du, wir sind hier nicht zu Hause . . . und dann die Kosten!“ Daraufhin demonstriert ihm aber Beppo, dass die Ausbeutung überall zu Hause sei, und die Arbeiterbewegung dementsprechend auch; was aber die Kosten anlangt, so machten sie nicht mehr aus, als ein Glas Bier und zwei Cigarren pro Woche. Nunmehr ist Tonio überzeugt, geht hin und organisiert sich. In der gleichen ausserordentlich ein-

fachen, voraussetzungslos volksverständlichen Darstellungsweise werden in den übrigen drei Gesprächen die Fragen des Minimallohns, des Achtstundentags und der Accorarbeit behandelt. Das ganze Heftchen ist geradezu ein Muster dafür, wie man zu Indifferenten reden und für indifferente schreiben soll; zugleich ist es für den schon organisierten italienischen Arbeiter ein höchst brauchbarer Leitfaden für die Agitation unter seinen Landsleuten.

Es ist wahrlich hohe Zeit, dass in der gesamten Arbeiterschaft Deutschlands das Verständnis dafür erwache, wie dringend notwendig für uns alle die Arbeit ist, an deren Fortsetzung Valär durch den Ukas der Hamburger Regierung so plötzlich gehindert wurde. Die Wanderungen der italienischen Arbeiter haben längst die Nordsee erreicht; diese Italiener bilden einen wesentlichen Bestandteil des Proletariats in Deutschland, und die Organisationsarbeit bleibt unvollständig, ja vielfach erfolglos, so lange sie nicht auch auf diese Schichten Einfluss gewinnt. Zu wissen, dass auch der italienische Arbeitscollege ein Classengenosse ist, dass auch er berufen ist, die Botschaft von der Gemeinsamkeit der Interessen aller Arbeiter zu vernehmen und in die Gemeinschaft der kämpfenden Proletarier aufgenommen zu werden — das zu wissen und danach zu handeln, bildet heute ein notwendiges Stück des Classenbewusstseins für den deutschen Arbeiter. Allerdings wird unter diesen Einwanderern, die aus tiefem Elend und meist auch aus tiefer Unwissenheit kommen, und die zudem schwer unter dem verstimmenden und krankmachenden Einfluss des ihnen so ungewohnten Nordlandklimas zu leiden haben, das Aufklärungswerk ein besonders schwieriges sein; der „Unverstand der Massen“ lagert hier besonders dicht. Aber „ist erst dies Bollwerk überstiegen“, dann wird die Teilnahme der gewandten, raschen, kampflustigen italienischen Arbeiter an die Bewegung in Deutschland eine belebende und erfrischende Wirkung ausüben. *Fanny Imle.*

Revue.

In der Monatsschrift *Przedwit*, dem in London erscheinenden Centralorgan der polnischen socialistischen Partei, wird eine interessante Discussion über die Aussichten eines künftigen Aufstandes in Russisch-Polen geführt, dessen nächstes Ziel die Losreissung von Russland wäre. Im Januar-Heft war Genosse A. Wr. in sehr temperamentvoller Weise gegen jene Kleingläubigen unter den polnischen Socialisten zu Felde gezogen, welche zu der

Ansicht neigen, die vorgeschrittene Kriegs- und Bewaffnungstechnik unserer Tage mache einen solchen Aufstand unmöglich. Diese Kleingläubigen, meint A. Wr., hätten sich von den tendenziösen Phrasen der Friedensvereiner betören lassen, hinter denen der russische Staatsrat Johann von Bloch stecke. Zur Widerlegung der Ansicht, dass heute improvisierte Freischaren gegen ein reguläres stehendes Heer mit seinen furchtbaren Waffen einfach nicht mehr aufkommen könnten, verweist er auf den Freiheitskampf der Schweizer im XIV. Jahrhundert. Ihre primitiven Geschosse prallten von den ehernen Schilden der Ritter ab, wie an die Wand geworfene Erbsen, ihre Keulen zerbrachen an den Damascenerharnischen. Aber, anstatt sich zu ergeben, machten die Schweizer die Entdeckung, dass eine an einen Knüttel genagelte Axt, von derber Bauernfaust geschwungen, die blanksten Panzer durchhaue; sie erfanden die Hellebarde, mit deren Hilfe sie die fremden Dränger aus dem Lande trieben. So könne es auch heute kommen, wenn man sich nicht durch pessimistische Zeitungsschreiber ins Bockshorn jagen lasse. A. Wr. verweist sodann auf ein Buch über den preussisch-österreichischen Krieg, welches der spätere Communiquegeneral Dombrowski 1868 veröffentlichte. Aus diesem Buche glaubt er entnehmen zu sollen, dass die „hasenfüssige Angst“ vor der Unwiderstehlichkeit der jeweiligen allermodernsten Bewaffnung schon damals die Gemüter beherrschte; aber sie sei damals ebenso grundlos gewesen, wie heute. Die Kriege würden überhaupt nicht immer blutiger, sondern immer unblutiger. Der ganze deutsch-französische Krieg habe die Deutschen viel weniger Menschenopfer gekostet, als die Römer die eine Schlacht bei Cannae. Auch heute noch — diese These versucht A. Wr. an den Kriegen der letzten Jahre ausführlich nachzuweisen — komme es nicht so sehr auf die grössere Zahl und bessere Bewaffnung an, als vielmehr auf moralische Ueberlegenheit, gute Organisation und tüchtige Führer.

Viel nüchterner, viel moderner und vor Allem viel demokratischer fasst Genosse W. Piotrowski die Sache auf, der im Juli-Heft des Przedswit die Discussion fortsetzt. Er betont, dass jene Bedenken bezüglich der zunehmenden Ueberlegenheit, welche die heutige Waffentechnik den regulären Armeen gegenüber schlechtbewaffneten Barrikadenkämpfern und Freischärlern verleihe, durchaus keine Erfindung der Friedensliga und des Staatsrats, von Bloch sind, dass vielmehr auch Friedrich Engels in der Vorrede zu den „Classenkämpfen in

Frankreich solche begründete Bedenken geäussert hat. Wenn aber die Menschenverluste in den neueren Kriegen nicht die erwarteten unerhört hohen Procentziffern erreicht haben, so rühre dies daher, dass man die Art der Kriegführung der gesteigerten Furchtbarkeit der feindlichen Waffen angepasst habe. Das Schiessen hinter schützenden, die Soldaten womöglich dem Auge des Feindes ganz verborgenden Positionen hervor, jener scheinbar so unmännliche „Versteckenspiel-Krieg“, auf den noch ein Dombrowski voll Verachtung herabsah, sei allgemeine Regel geworden. Und doch habe schon Dombrowski den Satz ausgesprochen, dass ein künftiger polnischer Aufstand nur gelingen könne, wenn die aufständischen Volksmassen durch ihre grössere Zahl die ihnen an sich kriegerisch überlegenen regulären Truppen der Gegner erdrückten. Und darauf komme es in der That vor allem an, dass die breiten Massen des arbeitenden Volkes mitthun — wohlgemerkt, sie dürfen nicht etwa bloss in den Aufstand mit hineingerissen werden, denn dann sei kein Verlass auf sie; sondern sie selber müssen den Aufstand beginnen, der Aufstand muss ihr Aufstand sein. Ein Volkskrieg müsse der künftige polnische Aufstand werden, keine blosser Schilderhebung des Adels; darum dürfe auch von einem Aufstand nicht eher die Rede sein, als bis nicht nur das Fabrikproletariat, sondern auch die Millionen polnischer Bauern von der Idee der Aufrichtung einer unabhängigen, demokratischen Republik Polen durchdrungen seien. Die Erweckung des politischen Bewusstseins der Bauern sei eine der nächsten und wichtigsten Aufgaben der polnischen socialistischen Partei.

Weitere Voraussetzungen des Gelingens seien: eine moderne Bewaffnung und die Kenntnis der modernen Taktik. In letzterer Hinsicht rät Piotrowski zu möglichst ausgiebiger Benutzung jener Gelegenheiten zu militärischer Ausbildung, welche das bestehende staatliche Heerwesen bietet, und zu möglichst kritischem Studium der Kriegskunst von heute. Jedenfalls müsse der künftige Aufstand ein regelrechter Krieg werden, dem Freischärlertum komme nur eine sekundäre Bedeutung zu. Ein zwar improvisiertes, aber gut bewaffnetes, gut geleitetes und energisches polnisches Volksheer könne aber recht wohl dem corrupt verwalteten, an beständigen Wirtschaftsschwierigkeiten laborierenden Russland solche Schwierigkeiten bereiten, dass es schliesslich nachgeben müsse.

Ladislaus Gumplowicz